N12<528773253 021
LS
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Fünftes Heft.

Malabar.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Glc I 150 b

Malabar.

Wem von uns wäre der Name Malabar nicht ein von Kindheit auf bekannter? „Die Mission in Malabar“ hieß ja fast ein Jahrhundert lang das erste aus dem Schooß der evangelischen Christenheit hervorgegangene Unternehmen, den Heiden im fernen Indien die köstliche Perle des Evangeliums zu bringen, bis man endlich darauf kam, daß jene „Malabaren“, zu denen ein Ziegenbalg, ein Schwartz und andere geisterfüllte Glaubensboten hinauszogen, eigentlich Tamiler waren. „Das ist ja malabarisch“ haben gewiß wir selbst manchmal von irgend etwas Fremdartigem oder Verwunderlichem sagen hören, ohne recht zu wissen warum. Später haben wir dann wohl in der Schule gelernt, daß die Westküste der vorderindischen Halbinsel Malabar, ihre Ostküste aber Koromandel heiße, was abermals nicht ganz richtig ist, indem es nur im Süden zutrifft. So sei denn der allbekannte, schon so oft uneigentlich gebrauchte Name auch diesen Blättern als Ueberschrift gestattet, obwohl er nur einen kleinen Theil des Gebiets bezeichnet, aus dem sie dem freundlichen Leser einige Bilder vorführen wollen.

---

1. Südindien überhaupt.

Durch das wildzerklüftete, dichtbewaldete Windhja-Gebirge von dem sich am Fuß des Himalaja ausbreitenden weiten Tieflande Nordindiens getrennt, ragt in Gestalt eines über 30,000 Quadratmeilen großen Dreiecks die Halbinsel Dekhan in den Ocean hinaus. Die Alten sahen in ihr den Dakschina Patha, „Südweg“, daher ihr heutiger Name. Sie bildet ein sanft nach Osten geneigtes, auf beiden Seiten von den zwei Ketten der Ghats „Steigen“ umsäumtes Tafelland, an das sich im Osten eine breitere, im Westen eine schmälere Küstenebene anlehnt. Vom segenspendenden Südwest-Monsun

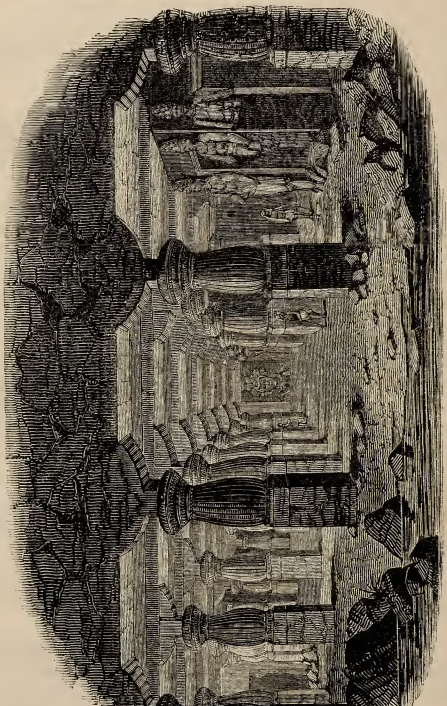
begossen, ist die letztere reich an den herrlichsten Erzeugnissen der tropischen Zone, daher wurde sie einer der frühesten Centralpunkte des Welthandels mit zahlreichen Seestädten wie Surat, Bombay, Goa, Mangalur, Kalikut, Kotschin u. s. w. Ihr zieht im Norden zwischen dem Windhja-Gebirge und der südlicheren Satpurakette die „Freudenspenderin" Narmada (Nerbudda), und etwas südlicher die Tapty zu; weiterhin gestattet die Bodengestalt nur kurzen Bergströmen zu ihr herniederzurauschen. Der ungleich trockneren, bloß vom schwachen Nordost-Monsun befruchteten Ostküste dagegen führen mehrere stattliche Flüsse etwas von dem Wasserreichthum des Westens zu. Ostwärts strömt schon am Norden des Hochlands der zwar nicht besonders lange, aber wasserreiche „Großfluß" Mahanadi hinab, ostwärts entsenden dann weiter südlich die Westghats die Flüsse Godaweri, Krischna und Kaweri. Das Hochland selbst genießt trotz seiner tropischen Lage im Allgemeinen ein gemäßigtes Klima; im Süden namentlich gewährt die in kräftige Alpenluft getauchte, über 8000′ hohe Berginsel der Nilagiri den im Tiefland erschlafften Europäern köstliche Erfrischungsplätze. Nach dem tiefen Spalte des Gap oder Palghat-Thales, welches die Halbinsel von einer Seite zur andern durchzieht, steigt das Bergland in den Anamalai- oder Elephantenbergen nochmals bis gegen 8000′ hoch an, um erst an der Südspitze der Halbinsel mit dem über 4000′ hohen Kap Komorin steil in den Ocean abzustürzen. — Wo die periodischen Regen ausbleiben, entsteht Hungersnoth. Dieß geschieht am leichtesten im Innern des Landes auf der Grenze der beiden Monsune. In frischer Erinnerung ist ja noch die entsetzliche Dürre, die 1877 gegen 18 Millionen Menschen nicht nur in tägliche Noth und peinigende Angst für ihre Zukunft versetzte, sondern trotz aller aus Europa gesandten Unterstützungen den Hungertod von wohl $1^1/_2$ Millionen veranlaßte. Und diese furchtbare Heimsuchung steht in der älteren Geschichte Indiens nicht unerhört da, vielmehr berichtet dieselbe von einer ganzen Reihe von Mißjahren, wie sie Aegypten einst in Josephs Tagen sah.

Die Bevölkerung des größten Theiles von Südindien ist wesentlich verschieden von derjenigen der Indus- und Gangesländer. In Masse sind die im nördlichen Tieflande vorherrschenden Arier nur in die Nordwest- und Nordostecke des Dekhan eingedrungen, indem die erstere von dem Stamm der Mahratten, die letztere von dem der Urijas in Besitz genommen wurde. Weiterhin aber verbreiteten

die Arier ihren Einfluß unter den schwärzeren drawidischen Urbewohnern mehr nur durch Kolonien ihrer Fürsten und Weisen. Heiligthümer der Brahmanen und Höfe von Kschatrija- und Drawida-Königen in bunter Mischung wurden hier die Mittelpunkte einer neuen Civilisation, welche sich vielfach dem alt-drawidischen Herkommen anbequemte und in manchen Gebieten nur theilweise durchdrang. Hier wurde die drawidische Sprache in mehreren Dialekten wie Telugu und Karnataka (oder Kanaresisch) sammt Tulu im Norden, und Tamil und Malajalam im Süden mit dem Sanskrit der Eindringlinge verschmolzen und zu 5 Schriftsprachen herangebildet, von welchen jede ihre eigene, mehr oder minder reiche Literatur hat. Außer dieser Literatur mit ihren sinnigen Sprichwörtern zeugen an die Bauten der alten Aegypter erinnernde Höhlentempel (S. 6) und unsre größten Domkirchen an Umfang weit übertreffende Pagoden von der einst im Dekhan erblühten Kultur, andrerseits hausen in seinen Bergen aber auch noch Jäger- und Hirtenvölker auf der niedersten Stufe der Gesittung mit ungeschriebenen Sprachen.

Als im 10ten Jahrhundert die verheerenden Einfälle der Muhammedaner in Nordindien begannen, blieb das Dekhan noch 300 Jahre unbeachtet von den fremden Drängern. Erst mit dem 14ten Jahrhundert fiengen sie an, die Narmada zu überschreiten, was allmählich zur Eroberung eines großen Theiles der Halbinsel führte. Auch in ihr erstanden nun muhammedanische Prachtstädte wie Ahmedabad, Aurangabad, Bidschapur, das südliche Haiderabad und andere mehr. Einige Jahrhunderte hindurch hielt ein steter Wechsel glücklicher Empörungen und verheerender Rachezüge der in Delhi residirenden Schahs die Länder Südindiens in Athem und brachte eine neue Mischung der Einwohner durch die Niederlassung von Muhammedanern und die Bekehrung von Hindus zum Islam hervor. Während dieser Kämpfe betraten zuerst die Portugiesen, dann die Holländer, dann Engländer und Franzosen den Schauplatz. Die beiden letzteren stritten sich lange in blutigem Ringen um den Raub, über dem nun siegreich die britische Löwenflagge weht, obschon ihr bedeutende Landstrecken nicht unmittelbar unterworfen sind. Den größeren Theil der Dekhanischen Hochebene bis zur Krischna nimmt das 4480 Quadratmeilen große Reich des Nisam ein, eines früheren Statthalters des Schah, der unter britischer Oberhoheit über fast 11 Millionen Seelen regiert, während besonders im Nordwesten und Südwesten verschiedene eingeborne Radschas kleinere oder größere Gebiete beherrschen.

Man mag von der britischen Herrschaft in Indien denken wie man will, ihre Anfänge sich noch so unerquicklich, ihre jetzigen Mängel sich noch so tadelnswerth ausmalen, gewiß ist doch, daß unter ihr



Höhlentempel auf der Insel Elephanta bei Bombay.

namentlich der Süden seit bald 80 Jahren eines Friedens genießt, der ihm Jahrtausende hindurch fremd war, und daß ihm überdieß, in politischer Hinsicht eine Erziehung zur Gerechtigkeit zu Theil wird,

wie sie aus einheimischen Quellen ihm nie entsprungen wäre. Wohl mögen die Hindus vor Zeiten und die Moslemen in Kaiser Akbars Tagen Tugenden besessen haben, die wir heute vergeblich an ihnen suchen, aber eine andere Regierungsform, als die unbedingter Gewaltherrschaft haben beide doch nicht gekannt. Nun liegt es ja in der Natur der Sache, daß die unter einem despotischen Regiment erreichbare Gesittung allenthalben einseitig und lückenhaft bleibt; wie viel mehr aber muß dieß der Fall sein in einem Lande, dem der mildernde Einfluß des Evangeliums fehlt? Der indischen Kriegerkaste sprechen die Schastras die Herrschaft zu, ohne daran besondre Pflichten zu knüpfen; dem Moslem macht es der Koran zur Tugend, die Ungläubigen zu unterjochen und zu brandschatzen; was Wunder, wenn Hindus wie Muhammedaner kein andres Recht kennen, als das des Stärkeren? Die Fürsten beider regierten nur durch Waffengewalt, und nur soweit sie diese aufrecht zu erhalten vermochten, gehorchte man ihnen. Von einem öffentlichen Gewissen weiß darum die eingeborne Bevölkerung Indiens nichts. Die Sache scheint ihr einfach so zu liegen: Jeder, der die Macht hat, nimmt so viel er kann, und jeder Untergebene sucht durch allerlei Schleichwege sich den an ihn gestellten Forderungen zu entziehen, so gut ers vermag, bei Processen aber den Richter zu bestechen. Den europäischen Neuling mag es als eine schöne patriarchalische Sitte anmuthen, wenn er einen eingebornen Radscha unter dem Thor seines Palastes sitzen und die Unterthanen unmittelbar von den königlichen Lippen die Entscheidung irgend eines Rechtsfalls erwarten sieht. Wie leicht ists nicht da jedem Kläger gemacht, seinen Widersacher am Gürtel zu fassen und mit dem Rufe: „Gerechtigkeit, mächtiger Radscha!“ vor den Landesherrn zu treten; wie kann der Bedrängte so einfältig aus überfließendem Herzen seine ganze Sache darlegen! Einem geübteren Auge aber entgeht es nicht, daß gleich beim ersten Wort des Klägers ein Höfling dem Fürsten den Betrag der von einem der beiden Theile erhaltenen Summe ins Ohr flüstert, was sofort den Urtheilsspruch entscheidet. Seit Salomos Tagen kennzeichnet das Wort: „Der Gottlose nimmt heimlich Geschenke, zu beugen den Weg des Rechts,“ fast jeden morgenländischen Richter, und für redlich gilt in Indien noch der, der nur von Einer der streitenden Parteien Geschenke nimmt. Ein minder ehrenhafter Mann mag der unterlegenen Partei gestatten, gegen eine größere Summe ihre Sache am nächsten Audienztag nochmals vorzubringen und dann gar den Gegner zu einer Strafe

verurtheilen, daß er's gewagt, das erste Mal seinen Fürsten irre zu leiten.

Durchgreifend haben da freilich die Engländer noch nicht zu helfen vermocht. Denn was können die 6 europäischen Oberbeamten, die vielleicht eine Provinz von 2 Millionen Seelen zu verwalten haben, machen, wenn alle Schulzen, Amtleute, Unterrichter und Polizeileute Heiden sind oder Muhammedaner, die ihre Stellung dem alten Schlendrian gemäß ausbeuten? Gerade die gewissenhaftesten unter den englischen Kollektoren, Kommissären und Richtern sind darum nicht selten schon nach ernstlichem Anlauf und jahrelanger Anstrengung an der Möglichkeit wirklicher Besserung gänzlich verzweifelt. Auf der einen Seite haben sie es mit Unterbeamten zu thun, die fast alle zu derselben Ungerechtigkeit verschworen sind und von denen keiner über den andern die Wahrheit zu sagen wagt, weil er selber kein gutes Gewissen hat und wohl weiß, daß die Uebrigen nicht ruhen würden, bis sie den Verräther beseitigt und ruinirt hätten. Auf der andern Seite sind den englischen Beamten die Hände gebunden durch eine Unzahl wohlgemeinter aber schlecht angelegter Gesetzesformalitäten, welche ihren abgefeimten Untergebenen ebensoviele Schlupfwinkel bieten. Und dazu ein in Lüge und Meineid versunkenes Volk, unter dem Zeugen für die Wahrheit schwerer aufzutreiben sind, als für die Lüge, und in welchem Keiner die Uneigennützigkeit oder den Muth hat, für das allgemeine Beste einzustehen. „Denn", denkt der Hindu, „die englischen Oberbeamten wechseln immerdar; wie sollen wir aber der Rache unsrer Ortsbeamten entgehen? Sogar wenn sie unsern Ruin während ihrer eignen Lebenszeit nicht bewerkstelligen können, sind wir damit noch nicht entronnen, weil der sterbende Vater seinem Sohne die Rachedrohung als Erbtheil hinterläßt, so daß vielleicht noch unsre Enkel die Früchte davon zu essen bekommen." Trotz all' dieser noch unüberwundenen Mißstände aber muß sich doch mehr und mehr unter der gesammten Bevölkerung der Eindruck Bahn brechen, daß die englische Regierung in vorher nie gekannter Weise Recht und Gerechtigkeit zu üben, ja die Wohlthäterin ihrer Unterthanen zu werden bemüht ist.

Dagegen ist bekannt, wie wenig die Regierung als solche in mißverstandener Toleranz sich noch immer ihrer Pflicht bewußt ist, das heidnische und muhammedanische Indien mit dem Worte Gottes als dem Segensquell bekannt zu machen, dem das christliche Europa seine Wohlfahrt, dem insbesondere England seine Größe verdankt.

Nicht nur befördern die religionslosen Regierungsschulen, die den Kopf füllen und das Herz leer lassen, religiöse Gleichgültigkeit und zum Theil sogar Freigeisterei, sondern es stellen sich noch immer auch einzelne Beamte der Mission geradezu feindlich entgegen, während allerdings andere ihr kräftige Handreichung leisten.

Lange ehe irgend ein abendländischer Christ den Boden Indiens betrat, war indeß schon einige Kunde von dem Evangelium dahin gelangt. In der Zeit, da das römische Reich zerfiel, scheinen persische Unterthanen sich des malabarischen Handels bemächtigt zu haben. Unter ihnen scheinen bald Nestorianer die Oberhand gewonnen zu haben; gewiß sind aber auch Manichäer hier wie in Ceylon einmal im Besitz des Großhandels gewesen. Durch diese Handelskolonien erklärt sich's wohl, daß schon im 6ten Jahrhundert der Seefahrer Kosmas eine christliche Gemeinde auf der Küste Malabar fand und auch auf der gegenüberliegenden Ostküste und auf Ceylon zahlreiche Christengemeinden vorhanden waren. Um's Jahr 780 soll dann der palästinensische Christ Thoma, ein Kaufmann aus Syrien, nach Malabar gekommen und von dem ihm gewogenen Fürsten von Kodungalur zum erblichen Stammhaupt der Christen erklärt worden sein. Von seiner Zeit soll sich die Steuerfreiheit der alten christlichen Kirchen und ihrer Güter in Malabar herschreiben. Die Gründung ihrer Kirche aber führen diese „Nasranis" oder „Surianis" (syrischen Christen) unmittelbar auf den Apostel Thomas zurück, von dem eine Legende erzählt, er sei im J. 52 in Malabar gelandet, habe viele Hindus bekehrt und die Priesterwürde in den Familien zweier getaufter Brahmanen erblich gemacht, darauf habe er sich nach der Ostküste begeben und auf dem Thomasberg bei Madras ein thatenreiches Leben durch den Märtyrertod gekrönt. — Durch die übermächtig gewordenen Araber vom Großhandel verdrängt, waren die indischen Surianis von der westlichen Christenheit fast vergessen, als 1498 Vasco de Gama den Seeweg um's Kap der guten Hoffnung fand. Sie bekannten damals den nestorianischen Glauben, hatten sich aber den Landessitten nur zu sehr anbequemt und namentlich den Kastengeist mächtig unter sich einreißen lassen. Auf Elephanten zu reiten war nur Königen, Brahmanen und Christen erlaubt, und in der eifersüchtigen Sorge, ihre Kastenreinheit zu bewahren, hatten die letzteren sich längst aller Missionsthätigkeit entfremdet. Leider war das, was unter portugiesischer Herrschaft für die Ausbreitung des Christenthums in Indien geschah, ebensowenig dazu angethan, in den

erstorbenen Gemeinden Malabars ein neues Leben zu wecken, als die heidnische Bevölkerung zu gewinnen. Selbst dem vielgepriesenen Franz Xavier, der sich als Repräsentant des kaum erst gestifteten Jesuitenordens im April 1541 nach Indien einschiffte, fehlte zu einer grundlegenden Thätigkeit die rechte Umsicht, Selbstbeschränkung und Ausdauer. Wie hätte er sonst in den zehn Jahren seiner Missionslaufbahn so viele Länder mit so verschiedenen Sprachen besuchen können! Sonderbar, daß, während er Ignatius Loyola, „dem Vater seiner Seele", neben der Unbeständigkeit der Neubekehrten und den langsamen Fortschritten der eingebornen Seminaristen, die auf's Predigtamt vorbereitet werden sollten, auch den tödtlichen Haß klagte, den die Indier wegen der von den Portugiesen begangenen Schlechtigkeiten gegen das Christenthum hegen, ihm gar keine Ahnung kam, wie er selbst mitgeholfen hatte, daß der katholische Name mit dem Parangi- (Franken) Namen gleichbedeutend und zum Abscheu aller Hindus gemacht wurde! Obschon Xavier das gewissenlose Treiben der Portugiesen so zuwider war, daß es ihm den längeren Aufenthalt in Indien geradezu unerträglich machte, gebrauchte er nämlich dennoch mehrfach die ihm so gründlich verhaßten Behörden, um seinem Werke Vorschub zu thun. Wenn aber selbst ein Xavier, der trotz aller Irrthümer doch immer wieder auf die Liebe zurückkam, die uns zuerst geliebt hat und damit uns bewegt, treibt und entzündet wieder zu lieben, kaum wirklich geistliche Früchte seiner indischen Wirksamkeit sehen durfte, wie viel weniger sind solche von den Gewaltmaßregeln seiner ihm an Herzensfrömmigkeit nicht ebenbürtigen Nachfolger zu erwarten! Kein Wunder darum, daß die sich auf mehrere hundert Tausend Seelen belaufenden Nachkommen der unter portugiesischer Herrschaft gesammelten Katholiken unwissende, über die Heiden nicht viel erhabene Namenchristen sind. Daß sich aber mit andern Mitteln, mit geduldiger Erlernung der Sprache und gründlicherer Belehrung der Eingebornen sogar unter protestantischem Regiment hoffnungsvoller Mission treiben läßt, als mit allen Schrecken portugiesischer Waffen oder Inquisitionen, dürfen die römischen Sendboten unsrer Tage erfahren.

Die fünf Hauptformen des Heidenthums, mit denen die Mission es in Südindien zu thun hat, lassen sich am kürzesten als Nichtbrahmanenthum, Halbbrahmanenthum, Brahmanenthum, Unbrahmanenthum und Antibrahmanenthum bezeichnen.

Das Nichtbrahmanenthum ist der Dämonendienst der rohen

Urbevölkerung, der noch immer unter den wilden Gebirgsstämmen im Schwange geht.

Das Halbbrahmanenthum entstand, wo die brahmanischen Götter im Kampf mit dem dumpfen Religionswesen der Urbevölkerung nicht den vollständigen Sieg davontrugen. Es übertrifft das Nichtbrahmanenthum weit an Umfang und Bedeutung, denn die meist elenden Tempelchen, denen man auf den Dörfern mitten im Lande begegnet, legen fast alle Zeugniß ab von der Union, welche die brahmanische Bevölkerung mit den Urbewohnern einging, und ein ganzes Heer von Unholden und Unholdinnen sind noch heute die eigentlichen Volksgottheiten Südindiens.

Das uns aus den Gangesländern bekannte Brahmanenthum zerfällt auch in Südindien in die zwei Hauptrichtungen der Wischnu- und der Siwaverehrer oder der Waischnawas und der Saiwas, doch hat der finstre Siwadienst hier entschieden die Oberhand. Wo immer eine nicht selten imposante und zuweilen fast kunstreiche Pagode ihr schwermüthiges Haupt erhebt, ist sie fast durchweg diesem schrecklichen Gott geweiht. Neben oder vielmehr über den Saiwas und Waischnawas steht an manchen Orten die kleinere Sekte der Smartas, die weder dem Siwa noch dem Wischnu die Krone reichen, sondern Beide dem obersten Gott Brahma unterordnen.

Unbrahmanisch ist der den letzten Rest sittlichen Gefühls mit Gewalt erstickende Saktidienst linker Hand, der, an die Verehrung Siwas und seiner Gemahlin anlehnend, auf die unsläthigste Weise der Realität der Natur und der Freude an der Fortpflanzung des Geschaffenen Ausdruck gibt. Bei den nächtlichen Zusammenkünften der Saktidiener sitzen der schmutzige Paria und der hochmüthige Brahmane friedlich beisammen und erlaben sich an verbotenen Speisen und Getränken; zuletzt aber läuft alles auf die abscheulichsten Ausschweifungen hinaus. Der echte Brahmanismus hat diese Auswüchse stets verabscheut und die Saktidiener halten ihre Orgien sehr geheim.

Das Antibrahmanenthum Südindiens endlich ist das namentlich an der Westküste zu findende Dschainawesen, der überlebende Bruder des einst so mächtigen, dann aber durch blutige Verfolgungen verdrängten Buddhismus. Den Dschainas hauptsächlich verdanken die drawidischen Sprachen ihre Literatur. Sie lehren, daß die Welt von Ewigkeit her unerschaffen existire und verehren 24 sterbliche Heilige, die durch ihre Selbstverleugnung und Tugend sich über die Götter emporgeschwungen haben sollen. Einen höchsten Gott kennen

sie nicht, daher die Brahmanen sie nicht mit Unrecht zu den Atheisten zählen. Auf's Peinlichste beobachten sie das Verbot irgend ein lebendes Wesen zu tödten. Deßhalb essen sie nicht vor Sonnenauf- oder nach Sonnenuntergang, genießen keine Früchte, in welchen sich möglicherweise Insekten aufhalten könnten, und trinken nur sorgfältig durch eine Leinwand geseihtes Wasser. Ihre Priester zerfallen in die zwei Klassen der Weißgekleideten und der Nackten oder Himmelbekleideten. Gegen das Kastengesetz eifern sie und lassen die Kasten nur als verschiedene Berufsarten gelten.

Doch genug dieser einleitenden Bemerkungen. Machen wir uns nun auf, den Westen Südindiens zu durchwandern.

---

2. Die Inselstadt Bombay.*)

„Es ist ein überwältigend großartiger Anblick, der sich dem auf dem uralten Wasserwege des rothen Meeres gekommenen abendländischen Fremdling darbietet, wenn er noch unter dem traurigen Eindruck des letzten Stückes Erde, das er im öden Aden gesehen, in dem herrlichen Hafen von Bombay erstmals Indiens Gestade vor sich auftauchen sieht. Reichen in diesem prächtigen Wasserbecken doch nicht nur Indien und Europa, sondern auch Persien und Arabien, die Ostküste Afrikas, Hinter-Indien, der indische Archipel, ja selbst China einander die Hand! Dann die Insel Bombay selbst mit ihren üppigen Fruchtgärten und tiefschattigen Hainen, in denen europäische Lusthäuser mit den schlichten Hütten der Eingeborenen wechseln, das vielfarbige mastenreiche Meer, das benachbarte Eilande bald mit Bombay verbindet, bald wieder davon trennt, dann eben diese Eilande, die wie ungeheure schwimmende Felsenburgen Bombay von mehreren Seiten her umlagern, und endlich der über alle diese Schönheiten ausgespannte Rahmen, der durchsichtige, tropische Himmel: das alles sind Dinge, die den Neuling Anfangs fast berauschen.

„Unter den Bäumen fällt dem europäischen Ankömmling vor allen andern der Banianenbaum ins Auge, der, wo er freies Spiel hat, zuletzt einen förmlichen Wald um sich her bildet. Neben diesem König der Bäume thun sich in der Umgebung Bombays aus der

*) Nach Dr. Graul's „Reise in Ostindien", der auch manche der späteren Schilderungen entnommen sind.

Fülle der Pflanzenwelt gleich auch drei der für ganz Südindien werthvollsten Gewächse hervor: die Kokospalme, die Banane (S. 14) und die Palmyra (s. Abb.) Die Kokospalme säumt am liebsten den salzigen Meeresstrand, die Palmyra krönt gern die luftigen Bergeshöhen, und die Banane wuchert fast in jedem Garten. Wenn sich Gott in der Natur irgendwo Säulen erbaut hat, so läßt sich das von einem Kokoswalde sagen, durch dessen dichte Decke nur hie und da ein Sonnenstrahl in das heilige Dunkel zwischen den hohen, schlanken Schäften dringt, während die in Form riesiger Federn anmuthig herabhängenden Blätter, vom Windhauch gewiegt, sich gleichsam vor der gegenwärtigen Gottheit neigen. — Wundert und freut man sich bei der Kokospalme über die vielleicht 6—10 ungeheuren Trauben von je 6—10 kopfgroßen Nüssen oben in der Blätterkrone, so bei der Banane, der treuen Gefährtin der Kokospalme, über die Eine, aber nicht weniger riesige Traube

von oft mehr als 200 drei Finger starken und fast handlangen Fruchtzapfen, die aus einer dunkellilafarbigen Krone, quirlförmig gestellt, in mehreren Reihen herauswachsen und durch ihren schweren Segen den schmächtigen Schaft mit 10—12 saftgrünen und sammtweichen Riesenblättern gegen die Erde neigen. Ein wunderbares Gewächs, vielleicht das dankbarste auf der ganzen Erde! Es verlangt von dem Menschen weiter nichts, als von Zeit zu Zeit Bewässerung und ein paar Male des Jahrs Behackung, und dafür spendet es 30—40 Pfund des köst-

Banane.

lichsten Nahrungsstoffes, der von der Kartoffel das Mehlige, von der Birne das Saftige, vom Zuckerrohr das Süße hat, und überdieß mit dem feinsten Aroma durchwürzt ist. Die Muhammedaner, denen die Banane ganz besonders zu munden scheint, machen gar die Frucht daraus, davon sich Eva im Paradiese verlocken ließ. — Die Palmyra bezeichneten die alten Inder als die Palmenkönigin, und es ist wahr, keine andere Palme prangt so königlich prächtig und zu-

gleich so königlich steif wie sie in ihrer Fächerkrone, deren Blätter, gefingerten Händen ähnlich, wenn ein plötzlicher Windhauch darein fährt, so gewaltig zu rauschen anfangen, daß du dich erschrocken umsiehst. Sie liefert, jung gefällt, einen wohlschmeckenden Kohl, den erfrischenden Wein aber erst nach 30—40 Jahren, daher das Sprichwort der Bewohner Sumatras: „An der Küste pflanze er die Kokos für sich, auf der Höhe die Palmyra für Kindes-Kinder!“ Die Kokos nämlich bringt schon nach etwa 10 Jahren ihre volle Ernte.

„Fast bunter noch als die Natur ist die Menschenwelt, die sich durch Bombays wogende Straßen drängt. Hier ein Engländer, der nicht nur seine ganze heimatliche Bequemlichkeit mitgebracht hat, sondern auch dem indischen Klima zum bittersten Trotz an der gesammten heimatlichen Unbequemlichkeit festhält, bis auf den steifen Hut, daher die Eingeborenen den Engländer als einen topi-mala, d. i. Hutmann, zu bezeichnen pflegen. Dort ein Indo-Brite, der seine Abstammung von einer Hindu-Mutter auch durch den allerengsten Schnitt seiner Tracht nicht verbergen kann; die minder edeln Züge und die schmutzige Farbe des Gesichts verrathen die Mischung. Hier ein noch schwärzerer Hindu-Portugiese, der auch gern für einen vollen Europäer gelten möchte und noch weniger das Zeug dazu hat. Dort der eingeborne Jude, der trotz seines vielleicht zweitausendjährigen Aufenthalts in Indien, und trotz seiner vollkommenen Hindu-Tracht sich auch hier durch seine Gesichtsbildung sogleich als einen Sohn Abrahams ausweist. Hier ein Moslem, dessen strafferem Wesen und gemessenerem Schritt du es anmerkst, daß Indien einst zu seinen Füßen gelegen hat. Dort eine Gruppe schlanker Hindus, die noch immer den eigentlichen Stock der Bevölkerung ausmachen, von der verschiedenartigsten Farbe und Tracht, auf der einen Seite der überladenste Putz, auf der andern die vollendetste Blöße; auf der einen Seite fast europäische Weiße, auf der andern fast Negerschwärze, und dazwischen alle Schattirungen der Farbe und alle Stufen der Bekleidung. Hier kommt Einer mit bloßem Gürtel am nackten Leib, dort ein Anderer mit leicht über eine Schulter geworfenem Stück Baumwollenzeug, hier wieder ein Anderer in langem weißem, rothem oder blauem Gewand. Des Einen Kopf ist ganz kahl geschoren, ein Zweiter hat einen Büschel auf dem Wirbel stehen lassen, dem Dritten hängt ein langer Zopf vom kahlen Haupte, der Vierte ist ein schöner schwarzer Lockenkopf. Bunt ist die Livree des Morgenlandes im Allgemeinen, aber wer kann das bunte Wesen Indiens, in dessen klassischer Sprache bunt

und schön durch Ein Wort bezeichnet wird, nur einigermaßen schildern?

„Ein Element in dem vielfarbigen Menschenstrom wird Dir besonders auffallen, und da es häufig wiederkehrt, wirst Du daraus mit Recht den Schluß ziehen, daß es hier eine Hauptrolle spielt. Sieh' dort den Mann mit langen, weiten, gelbseidenen Beinkleidern, mit eng anliegendem und bis zum Knie reichendem Gewand von weißer Baumwolle, mit Tschako-ähnlichem und stets ein wenig rückwärts liegendem Hut. Die auffallend weiße Gesichtsfarbe, sowie die einen gewissen Charakter verrathenden Züge machen Dich bald sicher, daß Du es nicht mit einem Hindu zu thun hast; sein eiliger Schritt und seine berechnende Miene aber zeigen Dir gleich den Geschäftsmann, auch wenn Du das Stückchen Papier, das er etwa in einer Falte des Hutes trägt, nicht bemerken solltest. Es ist ein Parsi, einer der Nachkommen der alten persischen Feueranbeter, deren etwa 20,000 in Bombay leben. Sie sind seit der Mitte des 7. Jahrhunderts nach Indien eingewandert, um den Verfolgungen zu entgehen, welche die muhammedanischen Chalifen über ihre Glaubensgenossen verhängten. Nimm nun noch dazu den zierlichen Afghanen von entschieden semitischer Gesichtsbildung in langem, schwarzem Gewand mit schwarzem, spitz zulaufendem Hut, den gelblichen Chinesen mit geschlitztem Auge in englischer Matrosentracht, den freien Sohn der arabischen Wüste, der in seiner geränderten wollenen Decke und mit seinem buntfarbigen Kopftuch gravitätisch durch den Bazar schreitet und das Thun und Treiben der Städter neugierig beäugelt, endlich das arme Geschlecht der afrikanischen Neger, unter denen der kohlschwarze, aber rüstige Suaheli von der Ostküste Afrikas die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht, so hast Du ungefähr ein Bild von der Menschenwelt, die alltäglich in den Straßen Bombays auf- und abflutet." (Die Abb. S. 17 zeigt uns etliche Bombay-Kaufleute: Muhammedaner mit dem langen Talar, Parsis mit der hohen Mütze, und einen schmucken Hindu.)

„In Ostindien darf der Europäer, selbst in der Zeit, die man Winter zu nennen beliebt, nur vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang sich ohne Gefahr auf die Beine machen. Sobald der erste Lichtstrahl am Horizonte sichtbar wird, donnert an allen Orten, wo es Regimenter gibt, die Kanone, und zerreißt mit einem Male den Morgenschlaf, der nirgends so süß ist und so gelind umfängt, als in Indien, wo dann eine gewisse Kühlung über die erschöpfte Natur

Bombay-Kaufleute.

hinfächelt. Der größere Theil der Europäerwelt läßt sich daher die strenge Mahnung aus eisernem Munde ganz und gar nicht zu Herzen gehen, Du thust aber wohl, sie Dir nicht leichthin aus dem Sinn

zu schlagen, denn von ihrer treuen Befolgung hängt der Gesundheitszustand des Europäers in Indien großentheils ab. Zudem ist es etwas ganz besonders Unterhaltendes, so in der Frühe an den Häusern und Hütten der Eingebornen umherzugehen. Da liegen Etliche noch in tiefem Schlafe; hier richten sich Andre langsam auf und bringen das Gewand, das sie bei Nacht über Kopf und Gesicht ziehen, ebenso langsam in Ordnung. Dort kauern Etliche, unbeweglich wie Mumien; sie scheinen den Morgentraum noch einmal heraufbeschwören zu wollen. Einige haben ihre Hindu-Ruhe bereits so weit bemeistert, daß sie ihre Zähne zu putzen sich entschlossen haben, und dort greift Einer gar schon in das Gefäß mit dem „kalten Reis" vom vorigen Abend, das im Allgemeinen das Frühstück des Hindu bildet.

„Du frägst, wie die Eingebornen wohnen? Ihr Quartier zeigt drei- bis vierstöckige Häuser mit ganz zierlichen Gallerien, deren etliche auch von dem verwöhntesten Europäer nicht geradezu verachtet werden dürften. Der gemeine Hindu freilich haust nach unsern Begriffen erbärmlich. Er baut sich eine Erdhütte, so niedrig, daß man darin kaum aufrecht stehen kann und mit einer so kleinen Oeffnung, daß man halb hineinkriechen muß. Da indeß eine solche Hütte mehr nur zur Schlafstätte dient und meist ein hochstämmiger Mango, eine breitästige Banane oder irgend ein andrer Schattenbaum sich darüber herbreitet, mag sie für ein indisches Klima und für den an patriarchalische Einfachheit gewöhnten Hindu immer noch wohnlich genug sein. Was den bloßen Anblick betrifft, so ist derselbe äußerst malerisch. Nur in der Regenzeit, wo sich die armen Leute in ihre Hütten förmlich einspinnen, kann der Aufenthalt darin weder angenehm noch gesund sein, selbst nicht für einen Hindu. Sollte aber eine solche Behausung von den Regenströmen gar hinweggespült werden, so läßt sich um 2 bis 4 Mark recht wohl eine neue herstellen."

Ebenso einfach wie das Wohnhaus der meisten Hindu's ist auch dessen innere Einrichtung. Betten haben sie nicht, sie schlafen auf Matten, die auf den Fußboden ausgebreitet werden. Zuweilen haben sie für den Kopf ein Polster von Baumwolle; viel häufiger aber ist ihr Kissen ein hartes Brett, das sie unter die Matte stecken. Tische und Stühle gelten gleichfalls für unnöthige Geräthe; beim Essen wie bei jeder Arbeit setzt man sich mit unterschlagenen Beinen auf eine Matte nieder. Seine Mahlzeiten nimmt der Hindu am liebsten auf einem frisch vom Stamme geschnittenen Stück eines Bananenblattes ein, das sofort nach dem Gebrauch weggeworfen wird, denn dabei

glaubt er sich am sichersten vor jeder Verunreinigung durch ein vielleicht irgendwie einmal von nicht ebenbürtiger Hand berührtes Gefäß. Da nicht nur die Hand, sondern sogar ein neugieriger Blick eines Unberufenen schon die Geschirre entweihen kann, befindet sich die Küche immer im hintersten Theile des Hauses, und bei den Brahmanen ist überdieß noch deren Thüre verrammelt. Wasser genügt nämlich nicht, ein Gefäß wieder von aller Verunreinigung zu säubern; metallenen Geräthen freilich hilft das Feuer zu voller Säuberung. Das Wasser hält man darum am liebsten in unglasirten, sehr einfachen Töpfen, nicht nur weil es in diesen ausschwitzenden Gefässen kühler bleibt, sondern ebensowohl weil sich dieselben ohne viele Kosten erneuen lassen, wenn irgend ein Verdacht unreiner Berührung aufkommen will. Von Löffel, Messer und Gabel will ein echter Hindu nichts; den rechten Genuß des Reises und der würzigen Karri-Brühe hat nach seiner Ansicht doch nur Der, welcher mit den Fingern beide zierlich zu einer Kugel zu formen und dieselbe mit geschicktem Wurf in den Schlund hinabzuschnellen versteht, ohne daß sie den Mund recht berührt.

Unglaublich einfach sind auch die Werkzeuge, mit denen der Hindu die niedlichsten Dinge zu verfertigen weiß, und es ist wirklich eine Lust, in den breiten, reinlichen, von schwarzen Constablern bewachten Straßen des Eingebornenquartiers die nach außen gekehrte Seite des indischen Lebens zu studiren. Unter den Handwerkern stehen die Kupfer- und Goldschmiede obenan, unter den Kaufleuten ist der größte Mann der Geldwechsler (S. 20), der von Vater und Großvater gelernt hat, wie man Geld aus Geld macht. Wer eine glänzende Hochzeit halten will, wendet sich an ihn um einen Vorschuß. Da er mindestens 12 Procent fordert gegen gute Versicherung, aber auch 20 und 40 nimmt, wo er kann, sind ihm eine Menge Leute auf Lebenszeit verschuldet und müssen ihm in jeder Weise dienen, seinen Einfluß noch weiter auszubreiten. Neben ihm hat vielleicht ein Kleiderhändler (S. 21) seinen Platz. Auf einigen rohen Brettern sind seine Seide- und Baumwollstoffe aufgehäuft, hier solche, die sich zu Gewändern für Frauen, dort andre, die sich für Männer eignen, dazu auch eine Auswahl von Turbanen und Tüchern. Im Allgemeinen ist die Kleidung der Hindus ja sehr einfach. Ein Stück Zeug von 3 Ellen Länge und 1 Elle Breite, das um die Lenden gewickelt wird, und ein Shawl, den sie über die Schultern werfen, genügt meistens selbst den vornehmsten Klassen; Frauen der höhern Stände sind aber oft auch ganz in einen unzählige Male über einander ge-

Indischer Geldwechsler.

schlungenen Stoff von fast gazeartiger Leichtigkeit gehüllt. Weiterhin kommt der Spezereihändler mit all' den zur Bereitung des Karripulvers nöthigen Gewürzen und Blechbüchsen voll bereits gemachter verschiedenartiger Mischungen dieses indischen Lieblingsgerichts, sowie Zucker in allen Schattirungen vom schneeigen Weiß bis zu dunkler

Leimfarbe; dann der Zuckerbäcker mit seinen dem Hindu über all' unser Verständniß hinaus mundenden Oelkuchen (S. 22), endlich auch der Spielwaarenhändler mit seinen niedlich geschnitzten Figuren (S. 23). — Wer übrigens nicht sowohl in indisches Leben und Treiben als in Bombay's Welthandel einen Einblick gewinnen will, muß den Tschinz-Basar an dem von den Schiffen der Eingebornen besetzten

Indischer Kleiderhändler.

Theil des Hafens aufsuchen. Hier ist in der That ein Völkermarkt wo die Waaren und Produkte aller Nationen der Erde zu einem gemeinsamen Lager aufgestapelt scheinen. Haufen kostbarer Gummiarten und aromatischer Spezereien, Gefäße voll Oel und Rosenwasser, Elfenbein aus den Wäldern Ceylons, Rhinoceroshäute von der heißen Küste Sansibars, die kostbarsten Produkte Afrikas, Indiens, Persiens und Arabiens liegen hier in großen Massen, untermischt mit Tauen,

mächtigen Blöcken und schweren Ankern, den Erfordernissen der Insel-Ausfuhr.

Einen der lieblichsten Aussichtspunkte gewährt der Malabarhügel, eine weit in's Meer hinausragende, mit den zierlichen Landhäusern der reichsten und vornehmsten Europäer übersäte Felsenzunge am Südwestende der Insel, an deren Fuß die drei Begräbnißstätten der Heiden, Muhammedaner und Christen liegen. Durch die Gitterthüre der hohen steinernen Mauer der ersteren siehst Du vielleicht gerade einen Holzstoß aufflammen, denn Indien ist ja seit dem grauesten Alterthum das Land der Leichenverbrennungen. Die eigenthümlichen Grabdenkmäler der Muhammedaner dagegen erinnern Dich an den Ausspruch des Koran, daß Bestattung in die Erde der Weg zum Paradiese sei, während Verbrennung von ihm ausschließe. Gar wohlthuend sprechen Dich als die Dritten in der Reihe die Gräber der Christen an mit ihren aus der Ferne schon sichtbaren weißen Kreuzen, dem herzerhebenden Zeichen der Hoffnung ewigen Lebens durch den Versöhnungstod Jesu. — An einer andern Stelle des Malabarhügels ist auch der Leichenort der Parsis, der eigentlichen Geldfürsten Bombays, die ihre Reichthümer zum Theil in schöner Weise für allerlei wohlthätige Zwecke verwenden, aber grausige Todtengebräuche haben, weil ihnen Alles, was mit dem Tode zusammenhängt, für im höchsten Grade verunreinigend gilt. Schon 2 bis 3 Stunden nach dem letzten Athemzug wird der Leichnam aus dem Hause geschafft und in den „Schweigethurm" oder das Dochma gebracht, denn ihr heiliges Feuer darf durch solch' unreinen Brennstoff nicht entweiht werden, und dem Schooß der Erde vertrauen sie die Leiber ihrer Verstorbenen auch nicht an. Das Dochma aber ist ein eigenthümliches hohes Gebäude, in dem man, durch die eiserne Thüre eingetreten, statt des Bodens ein Gitter von Eisenstäben vor sich und über sich den blauen Himmel sieht. Hier wird der Leichnam nackt

Indischer Zuckerbäcker.

niedergelegt oder aufgehängt, damit die Geier an ihm fressen, bis die Gebeine in das darunter befindliche kellerartige Gewölbe fallen. Nun denke man sich, wie leicht bei der Hast, mit der man sich der Leichen entledigt, auch ein bloß Scheintodter an diese Stätte des Entsetzens gebracht werden kann! Wie aber ein einmal an's Gangesufer hinausgetragener sterbender Hindu für die Seinen todt ist und bleibt, selbst wenn er sich wieder erholt, so auch der in's Dochma gebrachte Parsi; ja man würde die furchtbarste Landplage fürchten, wenn Einer wieder von dort zurückkehrte. Thatsache ist, daß vor etwa 50 Jahren ein bloß ohnmächtig in's Dochma gebrachtes Mädchen dort durch das

Indischer Spielwaarenhändler.

Umherflattern und Einhacken der Geier wieder zum Bewußtsein kam und dann von den die nächste Leiche hereintragenden Männern mit Hackmessern getödtet wurde. Und noch im J. 1877 lebte bei Surat ein Mann, dem es gelungen war, wieder aus dem Dochma herauszuklettern, der aber um keinen Preis gewagt hätte, zu den Seinen zurückzukehren. Welche Herzlosigkeit, welcher Mangel an richtiger Werthschätzung des Lebens steckt doch selbst in dem sonst anständigen Heidenthum der Parsis! Und wie mahnen nicht alle diese Stätten des Todes an die Christenpflicht, den durch Bombays Straßen wogenden, in Aberglauben und Weltsinn versunkenen Menschenmassen den Einen Weg des Lebens zu zeigen!

Nach der Menge der Tempel zu urtheilen, die hie und da die im Ganzen unscheinbaren Häusermassen der Eingebornen unterbrechen oder aus den dunkelschattigen Palmenhainen hervorschauen, sollte man meinen, es habe hier ein überaus gottesfürchtiges Volk seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und doch wird nicht leicht sonstwo in Indien die Masse der Bevölkerung so gleichgiltig gegen das Wesen der Religion sein, nicht leicht sonstwo so eifrig dem Mammon dienen, wie in Bombay. Selbstverständlich überbieten die brahmanischen Tempel alle andern an Menge und Pracht; die paar Heiligthümer der von den Brahmanen als Gottesleugner verachteten Dschainas reihen sich wie ganz gewöhnliche Gebäude bescheiden in die Masse der Wohnhäuser ein und zeichnen sich nur durch zierliches Schnitzwerk, sowie durch einen brennend rothen Anstrich aus. Noch weniger bemerklich machen sich die Feuertempel der Parsis, die, wenn sie's haben können, gern am freien Meeresstrand ihre Heiligthümer errichten; die Moscheen der Moslemen dagegen, die früher mit Feuer und Schwert unter den Hindus missionirten und manchen Tempel zerstört, manches Götzenbild zerbrochen haben, treten noch immer in den Vordergrund. Ein erfreulicher Anblick ist es, daß christliche Kirchen wenigstens nicht ganz fehlen, obschon nicht alle dem christlichen Gottesdienst geweihten Lokale gleich durch ihre Bauart erkennbar sind.

Die protestantischen Missionen, die in Bombay an der Ausbreitung des Reiches Gottes arbeiten, gehen von drei verschiedenen Ländern, England, Schottland und Amerika, aus. Die Amerikaner waren, obgleich die fernsten, die ersten auf dem Plan und fanden sich schon 1813 ein; ihnen folgten 1814 Londoner Missionare, die aber bald auf's Festland weiterzogen; dann 1820 Sendboten der englisch-kirchlichen Gesellschaft und 1823 schottische Presbyterianer, welch' letztere sich seit 1843 in kirchliche und freikirchliche theilen. Sie alle suchten von Anfang an vorzugsweise durch die Presse und durch Schulen zu wirken. Läßt sich die erstere wegen ihrer Tragweite und unberechenbaren Wirkung dem Wurfgeschoß vergleichen, die letztere aber der friedlichen Pflugschar, deren Hauptzweck es ist, das wilde Gebüsch heidnischer Vorstellungen und Gebräuche in jungen Gemüthern zu lichten und sie für die Aufnahme christlicher Wahrheit nach und nach empfänglich zu machen, so haben sowohl das Wurfgeschoß der Presse als die Pflugschar der Schule doch auch etwas von der Natur des zweischneidigen Schwertes, denn beide setzen das Wort Gottes fleißig in Umlauf. Freilich ist's nicht die Perle des

Christenthums, welche von der Masse der Schüler in den Missionsschulen gesucht wird, und nur sehr Wenige sind's, die sie ungesucht darin finden; eine gewisse Achtung vor dem Christenthum gewinnen aber doch die Meisten, während die sittliche Haltlosigkeit der in den Regierungsschulen erzogenen Jünglinge selbst von den Heiden bitter beklagt wird.

In der schottischen Mission, die frühe den wissenschaftlichen Kampf mit dem Heidenthum aufnahm, sind in Bombay besonders Dr. Wilson und Murray Mitchell hervorragende Namen geworden; in der amerikanischen Mission steht der von Vielen als Sonderling betrachtete, aber doch allgemein hochgeachtete Bowen, der Herausgeber des trefflichen „Bombay Guardian" als der Einzige unter allen Missionaren Bombays da, der sich's zur Hauptaufgabe gemacht hat, öffentlich auf Straßen und Märkten seinen Herrn und Meister anzupreisen. Oft ist sein Predigtplatz das Meeresufer, wo gegen Sonnenuntergang viel badelustige Hindus und andächtige Parsis (S. 26) zu finden sind, aber auch auf den Straßen und in den Häusern hält er Christen, Heiden, Muhammedanern und Juden das Kleinod ihrer himmlischen Berufung vor. Im J. 1849 war's, daß er eine Ansprache an seine Kollegen erließ, worin er erklärte, lange darüber nachgedacht zu haben und endlich an der Hand der h. Schrift zu dem Ergebniß gekommen zu sein, daß die Art, wie die Missionare seither gelebt, nicht die möglichst angemessene sei, sondern daß sie suchen sollten, auf die Engländern und Amerikanern zum Bedürfniß gewordenen Bequemlichkeiten zu verzichten und sich mehr den Eingebornen gleichzustellen. Und was er so als seine innerste Ueberzeugung ausgesprochen, das setzte er für seine eigne Person auch alsbald in's Werk. Seit bald 30 Jahren lebt er in einem ärmlichen Hause inmitten der Eingebornen, freiwillig auf die Freuden des Familienlebens und die Hilfe einer pflegenden Hand verzichtend, sein ganzes Wesen aber durchleuchtet von herzgewinnender Freundlichkeit. Dabei weiß er wohl, daß nicht jeder Missionar kräftig und abgehärtet genug ist, diese Lebensweise nachzuahmen, und so besteht denn auch das Verhältniß zu seinen Kollegen in ungetrübter Herzlichkeit fort. Vor einigen Jahren hat er sich den Methodisten angeschlossen. Früchte all' seiner Selbstverleugnung und seines unermüdlichen Zeugnisses hat der treue Mann indeß kaum sehen dürfen.

Im Verhältniß zu der seit mehr als einem halben Jahrhundert auf Bombay verwendeten Arbeit ist überhaupt der Erfolg bis jetzt

Ihre Andacht verrichtende Parsis.

sehr klein. Bombay ist eben, wie jede große Handelsstadt, an sich schon ein sehr schwieriger Missionsposten; dazu kommt noch, daß hier nicht selten sechs Hauptreligionen (Siwaismus und Dschainathum, Parsismus und Islam, Judenthum und Römerthum in einer seiner

entartetsten Formen) gemeinsame Sache gegen das Evangelium machen, und daß der Missionar sich eigentlich 4 verschiedener Sprachen bemächtigen sollte, nämlich des Mahratti als der eigentlichen Landessprache, des Gudscherati als der Familiensprache der vielen von Gudscherat eingewanderten Parsis, des Hindustani als der Muttersprache der Hindu-Moslemen und der allgemeinen Verkehrssprache der ganzen vorderindischen Halbinsel, und endlich des Indoportugiesischen als der Sprache der von Portugiesen und Hindus abstammenden Mischbevölkerung. Bombay ist aber auch ein Missionsposten von großer Bedeutung, denn nicht nur übt es als eine der drei Hauptstädte Britisch-Indiens einen entscheidenden Einfluß auf den ganzen Nordwesten aus, sondern es gibt wohl kaum eine andre Stadt in der ganzen Heidenwelt, deren Verbindungen mit andern Heidenländern so reich und mannigfaltig wären. — Einmal hatte es den Anschein, als würde die schottische Mission unter den Parsis ihr ergiebigstes Feld finden, allein diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, vielmehr zeigen gerade die Parsis sich jetzt als die bittersten, bedeutendsten und mächtigsten Gegner des Evangeliums, die sich wohl hüten, ihre hoffnungsvollen Kinder (S. 28) einer Missionsschule anzuvertrauen. Sehr fern von der Mission halten sich auch die religionskalten Dschainas, die fanatisch-heißen Muhammedaner und die überlieferungszähen Juden; am meisten konnte noch unter den Hindus gethan werden, unter denen sogar Frauen- und Mädchenschulen (S. 29) großen Anklang finden. Daß aber trotz der verhältnißmäßig kleinen Zahl der Bekehrten alle Kreise der Bevölkerung doch schon derart von der Mission berührt worden sind, daß jedem von ihnen für das Fortbestehen seiner eignen Religion bangt, zeigt der Eifer, mit dem nun der Koran, der Zend-Avesta und die Schastras gedruckt und verbreitet werden, und die Bitterkeit, mit der nicht weniger als 10 in Bombay und seiner Umgebung erscheinende einheimische Zeitungen das Christenthum bekämpfen. (Mehrere dieser Blätter sind infolge eines neuen die Preßfreiheit in Indien beschränkenden Gesetzes soeben eingegangen.) Auch haben in neuerer Zeit die eingebornen Gemeinden einen viel rascheren Zuwachs erfahren als früher; im J. 1861 zählten alle zusammen nur 340 Glieder, 1871 aber war ihre Zahl auf 726 gestiegen und schon längerher rechnet man mehr als 1000.

Gott lasse sie ferner wachsen nach außen und innen! Wir aber ziehen jetzt unsre Straße weiter.

Parsi-Kinder.

Frauenschule in Bombay.

3. Indische Reisearten.

Tiefer greifende Veränderungen als in Indien haben die neuen Verkehrsmittel unsrer Tage gewiß nirgends bewirkt, so sehr auch die dortigen Eisenbahnen noch in ihrer Kindheit liegen. Vor 20 Jahren noch brauchte ein Reisender von Bombay nach Kalkutta zu Schiff wenigstens 12—14 Tage und im Palankin gar zwei Monate; jetzt legt er auf der Eisenbahn diesen Weg in drei Tagen und drei Nächten zurück. Ein in England eingeschifftes Regiment hatte eine Seefahrt von vierthalb Monaten vor sich, bis es auf dem Weg ums Kap Kalkutta erreichte, und von da bis zu den nordwestlichen Grenzstationen abermals einen dreimonatlichen Marsch; seit der Eröffnung des Suezkanals und der indischen Eisenbahnen dagegen können englische Truppen 5 Wochen nach ihrer Abfahrt von Portsmouth in Peschawer stehen. Auch manche Strecke der Küste entlang läßt sich jetzt im bequemen Dampfer zurücklegen, wo sonst der Europäer dann und wann sich zu einer Fahrt im einheimischen Patimar oder Dhoni bequemte. Es ist das eine Art Barke, auf deren Verdeck der Reisende seine Matratze ausbreiten kann, um sich nach Behagen auf ihr niederzulegen oder zu setzen, glücklich, wenn der Kapitän über seinem Ruheplatz eine Decke aufspannen läßt, die ihn bei Tag gegen die Sonne und bei Nacht gegen den Thau schützt. (S. Abb.) Auf und abzugehen ist

Im Patimar.

wegen der umherliegenden Bündel meistens unmöglich, und kommt zu diesen Unbequemlichkeiten noch die Ausdünstung gedörrter Fische und die Seekrankheit, so mag dem armen Reisenden die Zeit ziemlich lang werden bis zum ersehnten Ziel.

Geduldsproben andrer Art erwarten ihn noch heute in all den weiten Gebieten im Innern des Landes, die keine Eisenbahn berührt und kein schiffbarer Fluß durchströmt. Zu kürzeren Reisen mag da wohl ein Pferd dienen, wenn je die Füße ihren Dienst versagen, auf längeren Strecken werden aber namentlich in der Regenzeit Palankin und Ochsenwagen noch lang ihre Dienste thun müssen.

Zum Tragen des Palankins (einer länglichen, leichten Kiste, in die man sich ausstreckt) pflegt man 8—12 Träger zu miethen, die mit einem eigenthümlichen Summen und Singen ihre Schritte zählen und in gemessenen Entfernungen die Schultern wechseln. Der Hitze wegen reist man am liebsten die Nacht hindurch; wo es nöthig ist, trägt einer eine Fackel, manchmal auch mehrere. (S. Abb.) Man ge-

Nächtliche Palankinreise.

wöhnt sich bald an das Geschüttel und den eintönigen Gesang, lernt dabei schlafen und wacht nur an den Stationen auf, da die Träger gegen neue, vorausbestellte ausgewechselt werden. Wenn einer meint, das sei doch eigentlich vornehm, sich von Menschen tragen zu lassen, so ist ihm das nicht übel zu nehmen, und schon mancher Missionar hat sich nie oder nur nothgedrungen dazu verstanden, obgleich es eine der wohlfeilsten Reisearten ist. So landete z. B. vor einem halben Jahrhundert in Madras ein breitschultriger Schweizer, dem alsbald gerathen wurde, seine ersten Besuche zu machen. Ein Ochsenwagen

war gerade nicht zu haben, er mußte sich in einen Palankin legen. Er machte sich Vorwürfe, als er sich dazu bequemte, doch wurden sie durch die Weisungen seiner erfahrenen Wirthe beschwichtigt. Die Träger nahmen ihn auf die Achseln und trabten mit ihm davon. Aber was hört er! Schon ächzt einer, und jetzt wieder einer, und das Gestöhn wird immer tiefer und regelmäßiger. „Ach!“ seufzt er, „das hätte ich doch nie geglaubt, daß ich meine Missionslaufbahn damit beginnen müßte, von Menschen getragen zu werden: der Hirt sollte doch eher das Schäflein tragen, als selbst den Schäflein zur Last fallen!“ Nach und nach wird ihm das Geächze unerträglich. Er kann es nicht länger aushalten, fragt, befiehlt, schreit, man versteht ihn nicht. Da stürzt er sich aus dem Palankin und geht in der brennenden Sonne daneben her, bis er zu dem bezeichneten Hause kommt. Dort wischt er zur Noth den triefenden Schweiß ab, die weißen Beinkleider kann er natürlich nicht gründlich vom rothen Straßenstaub reinigen. Mit Verwunderung wird er von dem frommen Hausherrn empfangen; etwas befremdet tritt ihm die Dame entgegen. Wie er aber seinem beschwerten Gewissen Luft macht und erzählt, wie es ihm gegangen, wie er wirklich für die zart gebauten Hindus so überaus schwer sei, daß er ihnen bei jedem Schritt ein Gestöhn ausgepreßt habe, da erregt er statt der gehofften Theilnahme ein schallendes Gelächter, das sich wiederholte, so oft die Geschichte erzählt wurde. Das Gestöhn war nur die eigenthümliche Art des Schrittezählens, und dieses Menschentragen, weit entfernt davon, eine schwere Arbeit zu sein, ist einer der leichtesten Erwerbszweige in Indien; auch gehören die Träger in mehreren Gegenden zu den höheren Kasten und würden sich für beleidigt halten, wenn ihnen der Europäer von seinem von ihnen für unrein geachteten Wasser und von seinen Speisen etwas anbieten wollte.

So beneidenswerth, wie es manchem vorkommen möchte, ist übrigens diese Reiseart nicht. Geht der Weg durch Waldesdickicht und hört man etwa die Tritte von Elephanten, die das Gebüsch zerstampfen, so ist es bald geschehen, daß der Palankin sachte niedergesetzt wird und die Träger sich eiligst davon machen. Da ist einmal ein Europäer erst aufgewacht, als eine starke Hand den Palankin an einer seiner Stangen faßte, hoch lüpfte und wieder fallen ließ. Er merkte, daß ein Elephantenrüssel sich mit seinem Käfig zu schaffen machte, und rollte eiligst aus demselben in's Gras und in den Chausseegraben. Nicht einen Augenblick zu früh; denn der Elephant

setzte seinen Fuß auf das dünne Getäfer und in einigen Augenblicken war der ganze Bau auf dem Boden breit getreten, worauf das Thier sich in den Wald zurückzog. Der Europäer kam mit dem Schrecken davon, und die zurückgekehrten Träger versicherten ihn, seiner göttlichen Natur habe er's zu danken, daß er so glücklich entronnen sei, sie als arme Menschenkinder seien natürlich von der Angst weggeblasen worden, ehe sie sich hätten besinnen können, was zu thun sei.

Ein andermal hatte ein Missionar eine Reise durch den Busch zu machen. Er war den ganzen, langen, heißen Tag gereist. Gegen Abend hatten die Träger mit ihrem unaufhörlichen Singsang ihn endlich in Schlaf gewiegt; da verstummt plötzlich der Gesang, der Palankin stößt derb am Boden auf und der Missionar erwacht an dem Ruf: „maro“ (tödtet ihn)! Er streckt den Kopf zur Thüre hinaus (S. 34) und sieht seine Träger eiligst davonlaufen; sie haben ihn abgestellt. Aber aus dem niedern Gestrüppe hervor schreitet stolz und gravitätisch ein mächtiger Tiger gerade auf den Palankin zu. Der Missionar drinnen greift nach dem Pistol, schließt das Schiebthürchen zur Hälfte und hält seine Waffe an die Oeffnung. Langsam schreitet der Tiger vorüber; je mehr er sich vom Palankin entfernt, desto freier athmet der Missionar; endlich aber wird er doch ungeduldig, denn wie lange soll er noch warten? Er feuert in der Hoffnung, das Thier werde dadurch erschreckt und verscheucht werden. Aber nein, ruhig dreht der Waldkönig den Kopf um, sieht dem Rauch zu und bleibt gravitätisch stehen. Jetzt bereute der Reisende den Schuß, der ihm hätte schlecht bekommen können, wenn er das Thier verwundet hätte. Doch hat derselbe den Trägern etwas Muth eingeflößt; in anständiger, sicherer Entfernung stimmen sie ein gewaltiges Geschrei an. Einstweilen hatte sich der ungebetene Gast in den Wald zurückbegeben und bald darauf hörte der Missionar die Träger wiederkommen. Er befahl ihnen zu laufen, so schnell ihre Füße sie trügen, um die nächste Station noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Sofort nahmen sie den Palankin wieder auf die Schultern und gelangten ohne weiteres Abenteuer auf die offene Straße hinaus. — Andre Missionare halten's für besser, keine Waffen mitzunehmen; können sie sich dann auch nicht vertheidigen, so stehen sie dafür in weniger Gefahr, etwas Ungeschicktes zu begehen, und dem Herrn vertrauen ist und bleibt doch die beste Waffe.

Nichts kann Einem das Reisen in Indien so verbittern, wie die Noth im Verkehr mit den Fuhrleuten, Sipahis und andern Einge-

bornen, deren Dienste man bedarf. Sind Diejenigen, die mit Fremden in Berührung kommen, im Allgemeinen allerorten die mindest Achtbaren, so hat in Indien der Fremde es obendrein sehr oft mit den

Im Dschungel.

allerverkommensten Kasten zu thun. Die gleichgültige Ruhe dieser Leute auf der einen und ihre grenzenlose Lügenhaftigkeit auf der andern Seite sind zuweilen in der That zum Verzweifeln. Dabei geht es etwa folgendermaßen zu:

„Es ist Zeit zum Gehen, Bursche; sag' dem Fuhrmann, er soll anspannen." Ja, Herr. (Nach einer Viertelstunde): „Bursche, hast Du es dem Fuhrmann gesagt?" Ja, Herr. (Wieder nach einer Viertelstunde): „Bursche, hat der Fuhrmann nun angespannt?" Ja, Herr. „Aber ich sehe ja nichts." Herr, der Fuhrmann ist noch nicht da. „Noch nicht da? Du sagtest ja eben, er habe angespannt," (Schweigen.) „Wo ist denn der Fuhrmann?" Herr, ich weiß es nicht. „Du mußt es wissen." Herr, er ist nach dem Dorf gegangen. „Nun, so lauf' und hole ihn." Herr, er hat gesagt, er mag nicht fahren. „Und das sagst Du nun erst, Bursche? Den Augenblick geh' und hole ihn; er hat ja schon die Hälfte des Fuhrlohns erhalten." — Endlich nach einer Stunde kommt der Fuhrmann. „Nun schnell Fuhrmann! Der Morgen graut, wir werden in die Hitze kommen." — Herr, hier ist etwas am Wagen entzwei. „Warum hast Du denn das gestern nicht gesagt?" — Ei, der Herr fragten ja nicht darnach. „Geh', hole den Strick, den ich Dir gestern gab, und binde es." Herr, der Strick ist verloren. „Nun, so nimm den Strick vom Küchenkorb." Ja, Herr, ich binde es. „Nun mach' schnell; aber lege mir ja nicht wieder das Stroh auf den Wagen." Nein, Herr. — Nach einer halben Stunde endlich ist Alles fertig; es wird eingestiegen. „Aber Du hast ja doch das Stroh auf den Wagen gepackt?" Herr, ich nehme es herunter. (Nach einer Weile): „Fuhrmann, hast Du das Stroh heruntergenommen?" Ja, Herr. „Es fällt uns ja aber durch die Fensteröffnungen Stroh in den Wagen herein." Herr, das kommt von den vorbeifahrenden Wagen. „Halt, ich will mich selbst überzeugen." Herr, Herr, ich nehme es gleich herunter.

Das einfache Gestell dieser Ochsenkarren (S. 36) hält auf den weglosen Pfaden Stöße aus, die ein feineres Fuhrwerk zertrümmern würden; die meist aus Palmblättern geflochtene Decke dient, wenn neu, als Schutz gegen die Sonne und Regen. Doch selten wird sie in erträglichem Stand gehalten; weiße Ameisen fressen Löcher drein oder reibt sie sich ab, und dann dringt bald ein tüchtiger Regen, bald die tropische Sonne durch, was schon manchem Reisenden auf kurzer Fahrt ein gefährliches Fieber eingetragen hat. In den Baumwolldistrikten ersetzt wohl auch ein großes Tuch diese Decke.

Den Hauptstraßen entlang finden sich in angemessenen Zwischenräumen Rasthäuser oder Bangalas für europäische Reisende; das Geräthe derselben beschränkt sich aber auf das Allernothwendigste,

nämlich einen Tisch, einige Stühle und Bettgestelle; die Betten muß man selber mitbringen. Die Küche enthält eine etwa einen Fuß hohe Feuerstelle, ein paar Töpfe, Bratspieße und eine Steinplatte nebst einem kegelförmigen Sandstein zum Zerreiben des Karristoffes. Zur Bedienung der Reisenden ist ein Aufseher angestellt, Lebensmittel sind aber manchmal kaum zu haben, deßhalb führt man Zucker, Thee, Karripulver u. dgl. stets bei sich. Nicht immer und überall, aber sehr oft und an vielen Orten trifft noch heute Dr. Graul's Schilderung seiner Ankunft in einem solchen Bangala zu: „Sipahi, Sipahi!" Alles stumm. Endlich kommt er langsam dahergeschlichen. „Bring gleich Milch, gute Milch." Hier ist sehr gute Milch, Herr. (Sie

Indischer Ochsenkarren.

wird gekostet.) „Sipahi, das ist ja mehr Wasser als Milch." Herr, die Kühe melken hier so. „Es ist nicht wahr, Sipahi; ich sage dir, bring' gute Milch!" Herr, es gibt hier keine beßre. „Sipahi, gib das Beschwerdebuch her." Er geht schweigend fort und bringt gute Milch. — „Wo ist der Wasserträger? Er soll gutes Trinkwasser bringen." Nach einer Weile kommt grünes Teichwasser. „Das ist ja aus dem sumpfigen Teich da; das ist nicht zum Trinken." Herr, ich dachte, Sie wollten baden. „Nun, schaff' gleich gutes Wasser." Herr, ich bringe gutes Wasser. (Nach einer Weile kommt dasselbe grüne Wasser wieder.) „Das ist ja wieder Teichwasser." Nein, Herr, das ist Brunnenwasser. „Das Brunnenwasser? Siehst Du

nicht, daß es grasgrün ist?" Herr, es ist nicht aus dem ersten Teich, es ist aus jenem dort. „Ich brauche aber Brunnenwasser." Herr, es ist kein Brunnen hier. „Ist ganz gleich, Du schaffst gutes Brunnenwasser, sonst bekommst Du nicht einen Pfennig." Herr, ich bringe gutes Brunnenwasser. — Die eigentlichen Reisebeschwerden fangen aber erst an, wenn man die Hauptstraße verläßt und in Seitengegenden einlenkt, wo statt der europäischen Bangalas nur die Rasthäuser der Eingebornen (Dharm-sala oder Tschawadi) vorhanden sind. Letztere sind in der Regel so voll Ungeziefer, daß der Europäer es vorzieht, sein Zelt mit sich zu führen und in diesem zu übernachten, was andrerseits aber auch wieder viel Mühe und Umständlichkeiten verursacht.

Kein Wunder nach all' dem, daß nicht nur die Europäer sich der vollendeten Eisenbahnstrecken freuen, sondern auch die Hindus, die im Ganzen doch schwerer als irgendwelche andre Menschenkinder mit Neuerungen sich befreunden, für die Eisenbahn bereits eine solche Vorliebe gefaßt haben, daß wo immer eine solche benützt werden kann, sie von keiner andern Reiseart mehr hören wollen. Seltsam aber muthet's einen an, daß allen Kastenvorurtheilen zum Trotz Brahmanen und Radschputen dieselbe dritte Klasse wählen, in welcher auch der Paria fährt, und daß in eben dieser Klasse neben dem geschmeidigen Juden nicht minder auch der stolze Moslem und der reiche Parsi Platz nimmt. Welche Herrschaft übt doch der Gott Mammon im heutigen Indien!

Von Bombay führt jetzt über die nur durch einen seichten Meeresarm getrennte, durch ihre großartigen Höhlentempel berühmte Insel Salsette vermittelst Damm und Brücke eine Eisenbahn auf's Festland hinüber. Von dort stehen uns drei verschiedene Linien zur Benützung offen. Südwestwärts führt über Puna die Bahn nach Madras; nordostwärts über Nasik die nach Kalkutta; gerade nordwärts über Surat eine kürzere Strecke nach dem zwischen die Staaten einheimischer Radschas eingeklemmten englischen Distrikt Ahmedabad. Wir wählen die letztere.

---

4. Die Gudscheralländer.

Die sich nördlich von Bombay an dem 40 Stunden langen Golf von Kambay hinziehenden, durchschnittlich etwa 10 Stunden breiten britischen Distrikte umschließend, erstreckt sich die Provinz

Gudscherat über einen Flächenraum von nahe an 2000 Quadratmeilen, wovon 945 auf die gleichnamige Halbinsel kommen. Sie bildete von Alters her ein abgeschlossenes Ganzes, das die Hindus weder dem eigentlichen Hindustan noch dem Dekhan beizuzählen pflegten. Heute ist ihr Oberherr der Gaikwad von Baroda, der bedeutendste unter den vielen eingebornen Radschas, die größtentheils in einem Lehensverhältniß zu ihm stehend, aber immerhin auch in einiger Abhängigkeit von England, innerhalb der Präsidentschaft Bombay über 6 Millionen Unterthanen regieren. Ein Repräsentant echt orientalischen Fürstenglanzes, vertritt der Gaikwad mit dem Holkar von Indur und dem Maharadscha Sindiah, König von Gwalior, deren Besitzungen sich nordöstlich von den seinen bis gegen die Gangesebene hin erstrecken, den schwachen Rest des einst so mächtigen Bundes der Mahratten, dem wohl ganz Indien unterthan geworden wäre, wenn nicht die Engländer ihn besiegt hätten. Das Festland von Gudscherat hat einige ansehnliche Flüsse und wird vom Nordende der Westghats, sowie vom westlichen Ende der Satpurakette und des Windhjagebirges durchzogen. Auch die Halbinsel, die nach dem hochgewachsenen, blauäugigen, blondhaarigen Hindustamm der Kattias im Lande selbst gewöhnlich Kathiawad genannt wird, ist vorherrschend gebirgig. Berühmt sind ihre kostbar ausgestatteten Wallfahrtsorte und Klöster der Dschainas, Brahmanen und Muselmanen, unter denen die an der Nordwestecke liegende heilige Stadt Dwaraka mit dem gefeiertsten aller Krischna-Tempel glänzt. Die Bevölkerung der Gudscheratländer ist aus verschiedenen Hindustämmen gemischt, unter denen sich die Kastenunterschiede weniger scharf ausgeprägt haben als im übrigen Indien. Die herrschende, obwohl auf der Halbinsel wenigstens nicht die zahlreichste Klasse sind die nur Sudra-Rang beanspruchenden Mahratten, dann gibt es auch viele Radschputen und in den Städten namentlich Moslemen und Parsis; in den Bergen hausen noch wilde Rassen der schwärzeren Urbevölkerung, wie die als Räuber berichtigten Bhils, von denen übrigens manche schon mit Erfolg zum indischen Militärdienst herangezogen oder zu geordnetem Ackerbau angeleitet worden sind. Ein Räuberstamm sind auch die für den brahmanischen Glauben gewonnenen, aber ohne Scheu Büffelfleisch essenden Kulis, doch rühmt man deren Treue, wenn sie als Führer gemiethet werden. Landessprache ist das bis nach Radschputana hinüberreichende Gudscherati, das mit mancherlei Abweichungen im Ganzen von 9 Millionen Menschen gesprochen wird.

Wie im Traum trägt uns der schnell dahinrasselnde Zug unsrem Ziel entgegen. Siebzig Stunden nördlich von Bombay halten wir im alten Surat mit den engen, vielgewundenen Gassen und hohen Häusern aus Holz und Backstein, die sich 10 Stunden oberhalb seiner Mündung im Bogen am Ufer des Tapti hinziehen. Dieses düstre, jetzt in englischem Besitz stehende Surat also war unter dem Mogulreich der hochberühmte Stapelplatz des europäischen Handels, und das Thor der Moslemen, welche von Indien nach Mekka wallfahrten! — Jetzt ist es ein Hauptsitz der Dschainas, die ein großartiges Spital für kranke Thiere da unterhalten. Pferde, Maulesel, Ochsen, Schafe, Affen, Hühner, Tauben u. s. w. werden aufs sorgsamste darin gepflegt; ja selbst für Ungeziefer wie Ratten, Mäuse, Wanzen, Flöhe, ist bestens gesorgt. Wie viel barmherziger ist man doch hierzulande gegen die Thiere als gegen die Menschen. Wie rücksichtslos werden namentlich die Weiber behandelt!

Sieh jene Frauen dort, die in der Morgenkühle Wasser holen, (S. 40) während ihre Männer zu Hause noch der Ruhe pflegen! Ihre Kleidung und ihr Geschmeide verräth Dir gleich, daß sie nicht zu den Armen gehören, doch fällt es ihnen entfernt nicht ein, sich über dieß Geschäft zu beschweren, und mit fröhlichem Geplauder verkürzen sie sich die Zeit, bis die Reihe an sie kommt, ihr Gefäß am Ziehbrunnen zu füllen. So weit auch der Weg, und so schwer ihre Last gewesen sein mag, sie finden zu Hause keine dienstbereite Hand, ihnen abzuhelfen. Und denke nicht, der Gang zum Brunnen sei ihre erste Arbeit gewesen; nein, mit der Morgendämmerung waren sie schon auf, um auf der in jedem Hause befindlichen Handmühle das Korn für den Tagesbedarf zu mahlen. Nun, das Schlimmste ist das ja nicht, obwohl es schon einigermaßen errathen läßt, daß der Hindu nichts von dem Worte weiß: „Gebet dem weiblichen, als dem schwächeren Werkzeug seine Ehre, als die auch Miterben der Gnade des Lebens sind.“ Auch wo die Frau nicht, wie in Nordindien, nach muhammedanischem Muster als Gefangene in den düstern Zenanas leben muß, ist sie dem Hindu ein von ihm selbst verschiedenes, niedrigeres Geschöpf, zur Strafe als weibliches Wesen in die Welt gekommen, damit es die Sünden seiner frühern Geburt abbüße. In den Puranas wird sie beständig mit den niedern Kasten zusammen genannt, und als unerträglich schwach und wankelmüthig, lasterhaft und verkehrt, voll hassenswürdiger Leidenschaften und unreiner Begierden dargestellt. „Traue,“ heißt es in ihnen, „dem tödtlichsten Gift, dem ange-

schwollenen Strom, dem Orkan, dem gewaltigen wüthenden Elephanten, dem auf Raub ausgehenden Tiger, dem Todesengel, dem Dieb, dem Wilden, dem Mörder — einem Weibe nie." Daraus folgt, daß

Wasserholende Hindu-Frauen.

ein so entartetes Geschöpf zeitlebens in der größten Abhängigkeit gehalten werden muß; in der Kindheit hat es dem Vater, in der Jugend dem Manne, im Witwenstand den Söhnen zu gehorchen. Ihren Gatten muß ein tugendhaftes Weib beständig wie eine Gottheit ver-

ehren, selbst wenn er aller guten Eigenschaften baar wäre. Getrennt von ihm ist ihr kein Opfer, kein Gottesdienst, keine Festfreude gestattet — nur in dem Maß, als sie ihren Gebieter ehrt, wird sie im Himmel angesehen sein.

Jahrtausendjährige Sitte hat die Erniedrigung des weiblichen Geschlechts so zu sagen ehrwürdig gemacht, und der gänzliche Mangel an Erziehung läßt eine Hindufrau zu keiner höheren Ahnung kommen: eine am Arm ihres Mannes gehende Europäerin ist ihr ein gegen alle ihre Begriffe von Anstand streitendes Schauspiel. „Behandelst Du mich denn wie eine schlechte Person?“ hörte ein Engländer einmal eine Hindufrau mit ihrem Manne hadern, weil er öffentlich freundlich gegen sie gewesen war. Brahmanischer Anstand fordert, daß die Frau ihren Eheherrn immer in ehrfurchtsvollem Schweigen bediene (s. Abb.); sie soll auch nie zum Essen niedersitzen, bevor sie

Eine Hindu-Mahlzeit.

den Männern und Knaben vorgelegt, deren Teller gereinigt, oder die Blätter, welche als Teller dienten, hinausgetragen hat. Bei gemeinschaftlichem Ausgehen soll sie sich in gehöriger Entfernung hinter den Männern halten. Lesen und Schreiben lernten in Indien, ehe die Mission hierin eine Aenderung brachte, nur die dem Tempel- und Lasterdienst geweihten Tänzerinnen.

Das höchste Glück, das ein Hinduweib kennt, ist die Mutter eines Sohnes zu werden. Wie pflegt nicht ihr armes Herz zu bangen und Brahmanen und Götter anzuflehen und zu beschenken, wenn sie ihr erstes Kindlein erwartet, denn ob dasselbe ein Knabe oder ein Mädchen ist, wird maßgebend sein für die Liebe ihres Gatten und ihre künftige Stellung im Hause. Wird ihr der heiß ersehnte Sohn geschenkt, so verkündet ein Feuerwerk sammt allerlei Festlichkeiten den Nachbarn das frohe Ereigniß. Die Mutter aber gilt von diesem Augenblick an als eine wichtige Persönlichkeit im Familienkreis, der Gatte wird nachsichtiger, hört ihre Meinung über häusliche Einrichtungen, ja gestattet ihr sogar Einfluß auf seine Handlungsweise und Lebensziele nach außen. Ist das Kind aber ein Mägdlein, so kehrt Trauer statt Freude im Hause ein und die arme Mutter sinkt tief in der Achtung der ganzen Familie, bis endlich ein Knabe erscheint. Sind 11 Jahre verstrichen, ohne daß ihm ein Sohn geboren wurde, so hat der Mann sogar das Recht, seine Frau zu verstoßen oder neben ihr eine zweite zu heirathen, denn nur ein männlicher Nachkomme kann einmal die Leichenfeierlichkeiten für ihn so verrichten, daß seine Seele eine gute Stätte findet.

Welch ein Glanzpunkt im Leben eines Weibes darum ihr Sohn ist, läßt sich denken. Auf ihn concentrirt sich die ganze Liebe des heiß empfindenden Herzens. Die Sorge um ihn ist der sie nie verlassende Gedanke, und damit die Götter ihr Kind vor Krankheit, Unheil und Tod bewahren, kann sie sich an Selbsterniedrigung und Buße nie genug thun. Unaufhörlich sendet sie den Brahmanen Opfergaben und fastet an besondern Wochentagen für den Sohn, sei er ein Säugling oder stehe er an der Grenze des Greisenalters. Für sie kann er nie altern, und seine Liebe wird ihr dafür ein reicher Lohn. Gewöhnlich hängen die Kleinen weit mehr an ihrer Mutter als an ihrem Vater, um so bedauerlicher aber ist es, daß so viel Zärtlichkeit der groben Unwissenheit der indischen Frauen wegen keine bessern Früchte tragen kann. Sobald das Kind geboren ist, bringt die Mutter es ihrem Gotte dar, und sobald es lallen kann, lehrt sie

es dessen Namen. Unbekümmert nährt und füllt sie die Kindesseele mit niedrigen Begriffen, welche in reiferem Alter auszutilgen nur schwer gelingt. Seine sämmtlichen religiösen Anschauungen, seinen Glauben an das Dasein von Gespenstern und bösen Geistern, seine Vorurtheile und Abneigungen, ja seinen Haß — das Alles hat der Hindu von Kindesbeinen an von den Lippen einer schwärmerisch liebenden Mutter erlernt. Wie viel mehr hätte die indische Mission schon ausrichten können ohne diesen ihr allenthalben entgegentretenden weiblichen Einfluß!

Aber nun auch noch einen Blick in den Jammer eines einsamen Frauenlebens. Jedem Vater liegt die Pflicht ob, seiner Tochter für einen passenden Gatten zu sorgen, und es wird als ein Versäumniß betrachtet, wenn er die Wahl so lange hinausschiebt, bis die Jahre herbeikommen, in welchen sie ihre eigenen Gefühle hierüber auszusprechen im Stande wäre. Die Regel ist, daß die Eltern die Sache in Ordnung bringen, so lange noch beide Theile Kinder sind. Wie aber, wenn der Knabe, dem ein Mägdlein verlobt wurde, stirbt noch ehe er seine junge Braut heimführen konnte? Auch dann trifft sie nichts desto weniger zeitlebens das harte Witwenloos. — Die Schätze, an denen ein indisches Frauenherz vor andern Dingen hängt, sind ihre Spangen und Edelsteine. In ihnen sieht sie die Unterpfänder der Liebe ihres Gatten, darum sind sie des größten körperlichen Unbehagens werth. Sie läßt sich die Ohren durchstechen, schmerzhaft erweitern wegen der massiven Ohrgehänge, ihre Nase wegen des Nasenrings und klagt nie über den Druck oder das Gewicht ihres Geschmeides, so schwer auch Hände, Arme, Zehen, Hand- und Fußgelenke damit belastet sein mögen (S. 44). Der Witwe aber werden in Anwesenheit des Priesters all diese Zieraten abgenommen, ihr langes schwarzes Haar fällt unter dem Messer der Barbierin, die kostbaren Gewänder, mit denen eine wohlhabende Mutter ihr Töchterlein seither geschmückt, werden mit einem groben Stück Zeug ohne farbigen Rand vertauscht. Ihr liegen fortan die niedrigsten Geschäfte ob, nie darf sie mehr als ein bestimmtes Maß der allerärmlichsten Speise essen, und zweimal im Monat ist ihr selbst dieß verwehrt. Ihre Nähe wird von ihren glücklicheren Schwestern geflohen wie die Pest, denn haben nicht die Götter selbst durch das Unglück, das sie betroffen, sie als ein verabscheuungswürdiges Wesen gebrandmarkt? Wohl begreift sichs da, daß indische Witwen einst schaarenweise den Tod auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten solchem Elend vorzogen, und erklärlich ist's auch, daß

Eine Hindufrau in ihrem Schmuck.

manche sich in der Verzweiflung schließlich in die Höhlen des Lasters flüchten, um der Knechtschaft und Schmach in der eignen Familie zu entrinnen. „Tritt die verhaßte Witwe unter den Fuß," sagen die Schastras; „Ich bin der Richter der Witwen," spricht der Gott

der Bibel. Wären nicht diese Aermsten allein schon es werth, daß das Evangelium nach Indien gebracht wird?

Nach Surat kam als erster Evangelist anno 1813 ein durch die Sirampur-Missionare bekehrter Armenier; das Jahr darauf begannen Londoner Missionare ihre Arbeit mit Erlernung der Sprache, Uebersetzungen und Schulen, erst 20 Jahre später wurde aber die Uebersetzung der ganzen h. Schrift ins Gudscherati fertig. Bis dahin waren nur 9 Erwachsene und 8 Kinder getauft; 1846 übergaben die Londoner Brüder diese Station den irischen Presbyterianern, die sich seit 1841 auf der noch ganz unbesetzten Halbinsel Kathiawad eingestellt hatten. Kurz vorher aber durfte der Londoner Missionar Clarkson noch eine liebliche Erfahrung machen. Zwei Hindus kamen vom Ufer des in das Nordende des Golfes sich ergießenden Mahi-Flusses her, weil ein Traktat in ihre Hände gefallen war, auf dessen Decke die Weisung stand, wer noch genaueres von der Wahrheit Gottes zu erfahren wünsche, möge zu dem Padre nach Surat kommen. Monate lang dachten sie darüber nach, wie die Reise auszuführen wäre. Endlich machten sie sich auf den Weg, nachdem sie zuvor ihren besorgten Familien versprochen hatten, ganz gewiß wieder zu kommen. Beide waren verheirathet und befaßten sich mit dem einträglichen Geschäft der Branntweinbrennerei. Clarkson brachte den ganzen Tag damit zu, sie zu unterrichten und mit ihnen zu beten und fand sie nicht bloß willig, nein verlangend, sich taufen zu lassen, ehe sie nach Hause zurückkehrten. Eine besonders erfreuliche Botschaft, welche sie brachten, war die, daß auch noch andre Leute am Mahi-Fluß die christlichen Bücher lesen. Die Folge dieses Besuchs war, daß eine Außenstation eröffnet wurde, auf der schon in den ersten 4 Monaten 24 Heiden getauft werden konnten. Clarkson zog dann selbst hin und legte ein Christendorf an, das, als er 1859 durch Krankheit genöthigt, nach Europa zurückkehrte, gleichfalls der treuen Pflege der irischen Presbyterianer übergeben wurde, da die Londoner froh waren, ihre Kräfte und Mittel auf ihre anderweitigen Arbeitsgebiete concentriren zu können.

Surat selbst ist bis heute ein ausnahmsweise unfruchtbarer Missionsboden geblieben. So setzen wir denn unsre Reise nordwärts fort. Ueber die Narmada hinüber braust der Zug weiter nach Baroda, der zwischen prächtigen Hainen gelegenen Residenz des Gaikwad. Trotz ihrer zahlreichen Moscheen, Mausoleen und schönen Brunnen hat sie indeß nichts, was uns fesselt, denn der Gaikwad

widersetzt sich jeder Missionsarbeit in seinem Gebiet, und wir freuen uns, in der 20 Stunden nördlich von Kambay gelegenen Distrikts-Hauptstadt Ahmedabad wieder englischen Boden zu betreten. Als 1845 Missionar Clarkson den Versuch machte, in Baroda das Evangelium zu verkünden, stellte sich der Hof bald so feindselig, daß er sein Christendorf Mahikanta auf britischem Gebiet gründen mußte. Diese Kolonie ist jetzt zu einer Doppelgemeinde, wovon Borsad der Hauptort ist, angewachsen, indem sich allerwärts die niedere Kaste der Dheds zu christlichem Unterricht herbei drängte. Ein Filial derselben erstand auch 1862 bei Ahmedabad in Schahawadi. Man zählt jetzt 70 Dörfer der Dheds, darin sie sich selbst kleine Kirchen bauen; nur wehren sie sich nach Hindu-Unart gegen den neuestens erfolgten Zudrang noch niederer Kasten. Wacker haben zu diesem Erfolg jene beiden Erstlinge mitgeholfen. Namentlich einer derselben, Girdhar, war, sobald er die Wahrheit gefunden hatte, als Kind der Wahrheit ein Licht und Salz für seine ganze Umgebung geworden. Im Jahr 1871 schrieb er dem alternden Clarkson noch einen geistvollen Brief, dem er die Photographie seiner Familie (S 47) mit folgender Erklärung beilegt: „Sie sehen 9 Personen auf diesem Bilde. Ihnen gegenüber zur Linken sitzt mein Schwiegersohn Narsottam mit seinem Töchterchen Esther, und neben ihm meine Tochter Atscherat mit ihrem einzigen Söhnlein Eliah. Dann komme ich, Girdhar, und mein jüngster Sohn Paul und meine Frau Amart. Neben ihr sitzt mein ältester Sohn Pramanik mit seiner Gattin Rebekka. Durch die Barmherzigkeit Gottes unsres Vaters sind wir wohl und glücklich und bitten Sie, mit ihrem Gebet zu helfen, daß die Verheißung, die Ezech. 37, 24 steht, an unsrer Familie erfüllt werde, damit wir tüchtig werden, die Ehre Gottes von Geschlecht zu Geschlecht zu befördern."

Die gegenwärtig 130,000 Einwohner zählende Stadt Ahmedabad ist halb von Moslemen, halb von Hindus bewohnt, welch letztere größtentheils der Dschainasekte angehören und wie in Surat Spitäler für alte Thiere unterhalten. Einst war Ahmedabad die glänzendste Stadt des westlichen Indiens, und noch jetzt zeigt sie überall, namentlich aber in ihren prachtvollen Moscheen und Tempeln (S. 48) Spuren ihrer vergangenen Größe. Schon seit 1826 kam hieher je und je ein Missionar aus Surat und wunderte sich, daß das Evangelium hier mehr Anklang fand, als in dem seit Jahrhunderten mit Christen aller Konfessionen bekannten Surat; später

wurde auch durch die in 10,000 Exemplaren ins Land gekommene Bibel manches Licht verbreitet; eine Station aber eröffnete auf Betrieb des Bischofs von Kalkutta im J. 1842 zuerst die Ausbreitungsgesellschaft. Nachdem dieselbe wegen fehlender Mittel schon nach 7 Jahren wieder aufgegeben worden war, begannen dann 1861 irische Presbyterianer auch in Ahmedabad eine gesegnete Thätigkeit. Das

Eine Christenfamilie in Gudscherat.

Jahr zuvor hatten ihnen die Londoner ihre letzte Station in den Gudscheratländern, das bei Baroda gelegene Borsad, übergeben, das bereits der Mittelpunkt einer weitverzweigten Arbeit durch Predigtreisen und Gründung von Schulen geworden war.

Auf der Halbinsel Kathiawad hatten die irischen Brüder bald nach ihrer Ankunft drei Stationen eröffnen können: Radschkot im Innern, Purbandar auf der südwestlichen, und Gogo auf der nord-

östlichen Küste. Die Erstlingsfrüchte durfte die junge Mission in Purbandar sammeln. Dort wurde im Oktober 1843 Abderrahman, ein gelehrter Moslem getauft, der schon lange nach Wahrheit gesucht

Hindu-Tempel in Gubschrat.

hatte und nun eben in Verzweiflung das Suchen aufgeben wollte. Dieser Mann mußte um Christi willen Alles daran geben, woran sein Herz hieng, das Opfer blieb aber nicht lange unbelohnt. Inner-

halb zweier Jahre ließen sich sein Vater (ein 80jähriger Greis), seine Gattin, seine Kinder, ein Bruder und noch andre nahe Verwandte taufen, bis ihre Zahl auf 12 stieg. Diese Bekehrungen verursachten indeß einen solchen Sturm unter den Muhammedanern, daß der Anfangs freundlich gesinnte Radscha erschrack und den Missionaren den Ankauf eines Bauplatzes verbot. So wurde die Fortsetzung der Mission an dieser Stätte gerade ihres Erfolgs wegen unmöglich, dabei aber durfte man spüren, wie unter Vielen ein Geist des Suchens und Fragens erwachte, die Kastenvorurtheile wichen und das Verlangen nach christlichen Büchern wuchs. Namentlich begann es sich weit und breit unter der verachteten Kaste der Dheds zu regen. Mag bei deren Hinneigung zum Christenthum auch vielfach die Hoffnung auf Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Lage mitspielen, so ist diese Bewegung darum doch keineswegs zu verachten; was noth thut, ist nur gründliche Prüfung und rechte Einführung der Taufbewerber in die geistliche Seite des Christenthums. Und über die Art, wie diese geistliche Seite bereits von vielen der Bekehrten erfaßt worden ist, liegt uns ein ansprechendes Laienzeugniß vor. Ein englischer Oberst Field schrieb nämlich anno 1870: „Ich hatte während meiner Dienstzeit in Gudscherat oft von einem Ort zum andern zu reisen und miethete dazu den Ochsenwagen eines armen Christen, den dieser selbst kutschirte. Er glaubte mich wohl manchmal schlafend, wenn ich wach dalag, denn die dortigen Wege machen es manchmal schwierig, ordentlichen Schlaf zu finden. Er hatte von Ort zu Ort einen Führer zu nehmen und da hörte ich ihm stille zu, wie er in der Nacht jedem neuen Mann Christum verkündigte und keine Gelegenheit verlor, von seinem Herrn zu zeugen. — An einem Orte hatte sich eine Christengemeinde niedergelassen auf einem Stück Land, das die Missionare von der Regierung gekauft hatten. Hart neben dem armen Christendörflein steht ein wohlhabendes, heidnisches Dorf, und die Bewohner beider Orte haben viel Verkehr. In der jährlichen Saatzeit nun sind die Christen manchmal genöthigt, Anleihen aufzunehmen; da fand ich, daß im Nachbardorfe das bloße Versprechen eines Christen so viel gilt als das Pfand eines Heiden. Wie konnten diese Heiden den Christen ein besseres Zeugniß ausstellen als durch solches Vertrauen? — Auch davon weiß ich zu sagen, wie diese Neubekehrten im Glauben wahre Liebe üben. Es wird in Gudscherat manchmal empfindlich kalt. Ein Christ nun, den ich kannte, hatte auf eine Reise zwei Röcke mitgenommen, einen über den andern.

Wie er zurückkehrt, begegnet ihm ein armer, halbwahnsinniger Heide, den er von früherer Zeit kannte und der vor Kälte zitterte. Alsbald zog der Christ einen von seinen zwei Röcken aus und kleidete damit den armen Freund. So giengen sie neben einander ihren Weg, bis sie in die Nähe des Missionshauses kamen. Hier sagte der Christ zu dem Heiden: „Ich habe hier ein Geschäft abzumachen, geh Du inzwischen voraus, ich komme nach.“ So trennten sie sich. Der Heide setzte seinen Weg fort. Auf diesem hatten sich aber etliche Männer versteckt, welche den Christen wegen seines Uebertritts und offenen Bekenntnisses tödtlich haßten und sich verschworen hatten, ihn ums Leben zu bringen. Wie sie den armen Mann in des Christen Rock daherkommen sehen, sind sie der Meinung, das sei der Gesuchte, fallen über ihn her, schlagen ihn nieder und lassen ihn schwer verwundet liegen. So entgieng unser Christ durch seine Mildthätigkeit dem Tode.

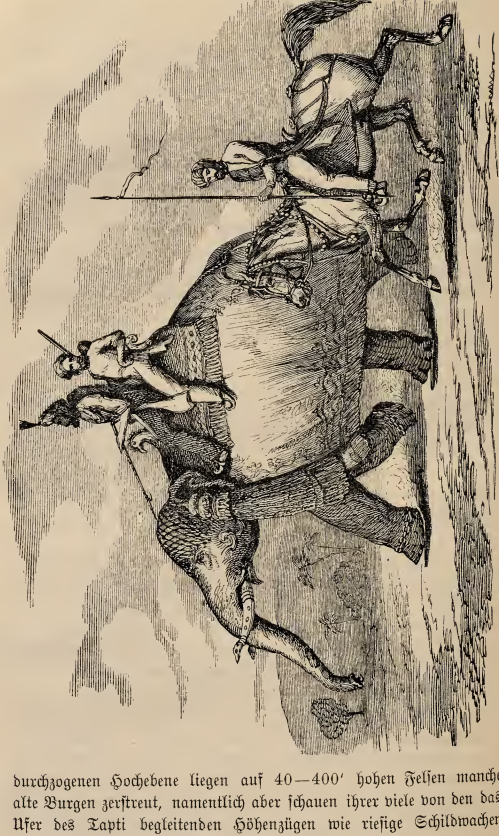
Im Ganzen belief sich im J. 1876—1877 die Zahl der Getauften in der Gudscherat-Mission auf 893 Seelen, worunter 230 Kommunikanten, dazu standen 817 Anhänger im Taufunterricht. In den letzten 3 Jahren waren 403 Heiden getauft worden, so viele als in den 30 Jahren vor 1873. Die Bekehrten in kleine Christenkolonien zu sammeln, wie es Anfangs geboten war, scheint jetzt nicht mehr nöthig oder auch nur wünschenswerth, und so leben die neuen Gläubigen in mehr als 70 Dörfern zerstreut — ein Sauerteig, dessen Wirkung schon in vielversprechender Weise fühlbar ist.

5. Das Mahrattaland.

Oestlich von den Gudscheratländern dehnte sich vor Zeiten das alt-indische Reich Khandesch, und südlich von diesem das Maha-Raschtra (großes Königreich) aus. Beide sind nach vielfach wechselnden Geschicken heute unter englischem Scepter vereint. Sie umfassen den größeren Theil des Sprachgebiets des von etwa 15 Millionen gesprochenen Mahratti, das uns schon in Bombay begegnet ist, denn diese Hauptstadt des ganzen westlichen Indiens ist insonderheit auch die des Mahrattalandes. Das letztere zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Theile: die sich südlich von Surat 150 Stunden lang bis Goa hinabziehende buchtenreiche Küstenebene und das von

den romantischen Westghats umsäumte innere Hochland. „Konkana“ (das sich Anlehnende) heißt der sich an das malerische Gebirge anschmiegende, noch von keiner evangelischen Mission besetzte Ufersaum, „Deścha“ (Hochland), das sich von dessen Rücken sanft nach Osten neigende Plateau. Der Küste entlang wird das dem Mahratti nahe verwandte Konkani gesprochen; im Innern reicht das Mahratti bis in die Mitte des Hochlandes, wo in der Osthälfte der heutigen Centralprovinzen sich die von wilden Stämmen bewohnten Waldgegenden Gondwanas ausdehnen und innerhalb des Nisamreiches die Telugusprache beginnt. — Zahlreiche Bäche rauschen von den Westghats zur Küste nieder; schmale Engpässe, auf deren abschüssigem Grunde das Saumroß nur mit Mühe Fuß faßt, führen zum Hochland hinan; 3—4000′ hoch thürmt sich in dessen Randgebirge Berg an Berg empor, theils schön bewaldet, theils mit kahler Felsenstirne, in deren Ritzen der keckste Strauch kaum Wurzel zu fassen vermag. Viele dieser Berge tragen auf ihren Gipfeln eine große Basaltmasse, der nicht selten ein klarer Quell entsprudelt oder auf der wenigstens leicht von der gewaltigen Regenmasse des Monsuns sich ein reicher Vorrath in Cisternen auffangen läßt. Dort liegen gleich unersteigbaren Adlerhorsten die natürlichen Festungen und verlassenen Burgen, von denen aus die indischen Raubritter einst das Niederland und die Hochfläche beherrschten und wo sie den belagernden Feind nur hinzulocken und bis zum Einbruch der von Mai bis September dauernden Regenzeit hinzuhalten brauchten, um ihn sicher zu verderben.

Majestätisch tosen durch diese Hochthäler und Schluchten die furchtbaren Gewitter, die den Anfang und das Ende des Monsun begleiten; herrlich ist aber gegen das Ende der Regenzeit, wenn von allen Abstürzen Bergströme niederbrausen, der Anblick durch die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, während der mächtige Sonnenglanz, von den brechenden Wolken zurückgeworfen, jeden Hügel, auf den er fällt, in tausend rasch schwindenden Farben malt. Weit geringer als an der Küste und im Gebirge ist der Niederschlag und darum auch die Fruchtbarkeit im Innern des Hochlandes. Dieses letztere ist vom Windhja-Gebirge bis zur Krischna hinab mit vulkanischen Felsmassen übersäet, als hätte eine lange Reihe verschiedenen vulkanischen Mittelpunkten entquollener Lavaströme sich in ungleichen Zwischenräumen bald in langsamerem, bald in schnellerem Lauf über das ganze Land ergossen. Auch auf der von verschiedenen Flußthälern



Ein Mahratta-Häuptling.

durchzogenen Hochebene liegen auf 40—400′ hohen Felsen manche alte Burgen zerstreut, namentlich aber schauen ihrer viele von den das Ufer des Tapti begleitenden Höhenzügen wie riesige Schildwachen drohend dem von Norden her vordringenden Eroberer entgegen.

Die Mahratten sind ein kräftiger, ausdauernder, thätiger Menschenstamm, aber roher als andere Bewohner des Dekhan. Ackerbau nährt die Meisten und hochgehalten ist besonders die Pferdezucht. In etwas veränderter Gestalt finden sich unter ihnen noch die alt-indischen vier Hauptkasten. Die Brahmanen, welche im vorigen Jahrhundert die Herrschaft ganz an sich gerissen hatten, theilen sich in acht Hauptklassen; an die Stelle der verschwundenen Kschatrias sind die Radschputen (Königssöhne) getreten, der Lehensadel der Fürsten (S. 52), ein stolzes, rohes, jetzt sehr herabgekommenes Geschlecht. Den Platz der Waissas nehmen die Banianen (Kaufleute) in verschiedenen Klassen ein, die sich zum Theil nach der Religion scheiden. Der Grundkaste der Sudras entspricht die Masse der Kunbi (Bauern). Dazu kommen noch die Sankaradschati oder Mischklassen, welche eigne Gemeinschaften, Ordnungen und Häuptlinge haben und Gewerbe und Handwerke treiben. Niedriger als sie sind die Mahars oder Dheds, die Auskehrer und Schinder, die aber doch wieder ein Kastengesetz unter sich haben, Bauern zu werden streben und ihrerseits tief auf die von Allen gemiedenen Mangs (Trommler) herabblicken. Jede Kaste hat ihre Heiligen und Mönche; zahlreich sind namentlich die Gosawis (S. 54), in 10 Klassen getheilte Anhänger Siwas, welche oft ganz nackt als Bettelmönche das Land durchziehen. Einst bildeten diese häßlichen Heiligen sogar fanatische Rotten, welche sich die greulichsten Plünderungen und Ausschweifungen erlaubten.

Im Allgemeinen ist es ein trauriges und ermüdendes Geschäft, die fast nie von irgend einem großen Gedanken getragene Geschichte orientalischer Herrscher zu verfolgen; aus der Herde von Sklaven und Tyrannen aber, die sich Jahrhunderte lang vergeblich abmühten, Indien zu bezwingen, ragt in stark markirter Eigenthümlichkeit die Gestalt eines Mahrattenhelden hervor, der, obgleich durch mehrere schwarze Verrätherein befleckt, wenigstens den Einen versöhnenden Zug eines begeisterten Patriotismus aufzuweisen hat. Dieser Mann war Siwadschi, der im J. 1627 geborene Sohn eines Gouverneurs von Puna. Durch einen Brahmanen im bittersten Haß gegen den Islam erzogen, war er von dem glühenden Wunsche beseelt, der muhammedanischen Fremdherrschaft ein Ende zu machen. Noch war es nie zu einer völligen Unterwerfung des Maha-Raschtra durch die Moslemen gekommen, weil seine kleinen Radschas in ihren Bergschlössern sich auch großen Heeren zu widersetzen wußten oder das auferlegte Joch sogleich wieder abwarfen, als Siwadschi, damals ein

19jähriger Jüngling, mit der Einnahme der Burg Torna seinen Siegeslauf begann. Von kleiner, schmächtiger Gestalt, mit Adlerblick und Adlernase und unverhältnißmäßig langen Armen, war er ein Meister im Erklettern der höchsten Felsnester, und nirgends war ihm

Ein Gosawi.

so wohl wie auf ihren schwindligsten Spitzen. Seine Burgen waren seine Heimat und seine Freude, wie sie die Wiege der Armee wurden, die in seiner Schule aus dem Bauern- und Hirtenvolke der Mahratten erwuchs. Bald war er Herr eines sich an der Küste hin fast

200 Stunden in die Länge und wohl 50 Stunden in die Breite erstreckenden Fürstenthums. Unabläßige Plünderungszüge in die Staaten des Mogulreiches brachten eine Landschaft nach der andern in ein Lehensverhältniß zu ihm, und im J. 1674 krönte er sich selbst in der Feste zu Raigurh zum Großkönig sämmtlicher Mahrattenfürsten, die er mit gewaltiger Kraft und großer Klugheit zu Einem Reiche zu einigen gewußt hatte. Die Regierungsgeschäfte leiteten acht der Brahmanenkaste angehörige Beamte, deren Haupt Peschwa (Vormann) hieß.

Dieser Peschwa machte sich schon unter Siwadschis schwachem Enkel zum wahren Herrscher des Landes, doch ließ er dem Hause Siwadschis Titel und Würde eines Maharadscha, mit der Residenz in Satara, während er selbst seinen Sitz in Puna nahm. Inzwischen dauerten die von Siwadschi begonnenen Plünderungszüge ins Mogulreich fort. Wie eine unheilschwangere Wolke brach die leichte Reiterei der Mahratten aus den Bergen hervor und zog sich eiligst wieder zurück, wenn der schwerfällige Troß eines kaiserlichen Heeres heranrückte. Je am Ende der Regenzeit, während deren alle Feindseligkeiten ruhten, wurde das Dassara-Fest gefeiert. Dann schaarten sich die Krieger aus den Dörfern um den Ghoffenda, die heilige Nationalfahne, um unverweilt auszurücken. Jeder führte in einem Sacke nur für einige Tage Lebensmittel bei sich; hieß das Losungswort doch: Raub! Uebrigens mußte alle Beute im Lager abgeliefert werden, wo sie von den höheren Offizieren gleichmäßig vertheilt wurde. Außerdem erhielt jeder Krieger einen festen Sold aus den Kontributionen, die man von den Städten eintrieb. Trotz mancher Niederlagen wurden diese Räuberhorden doch immer zahlreicher, und furchtbar waren die Verwüstungen, die sie in den muhammedanischen Prachtstädten anrichteten. Ums J. 1740 stand das Mahrattenreich auf seiner Höhe. Das Dekhan war erobert von einer Küste zur andern, und die Herrschaft reichte im Norden bis Agra hinauf. Aber nun fiengen die Verwicklungen mit den Engländern an und diese siegten unter der Uneinigkeit der Mahrattenfürsten nach vielen blutigen und gefährlichen Kämpfen. Nach der letzten Niederlage, die der Peschwa 1817 erlitt, irrte dieser als Flüchtling mit seiner Schaar in allen Richtungen umher. Da fiel der Bund aus einander und die Engländer besetzten die westlichen Gebiete. Auch die ferneren Mahratten wurden allmählich der Herrschaft oder dem Einfluß der Engländer unterworfen. Der besiegte Peschwa aber wurde mit einer

Pension nach dem Schlosse Bithur bei Kanpur am Ganges verwiesen, das durch die im Sipahi-Aufstand verübten Schandthaten seines Adoptivsohnes Nana Sahib seither eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Eine seltsame Verkettung von Umständen führte die Gründung der ersten Mission im Mahrattalande herbei. Im August 1812 waren mit andern amerikanischen Sendboten auch die beiden Missionare Hall und Nott sammt ihren Frauen in Kalkutta gelandet, um von da aus einen Eingang in Barma zu suchen. Das war gerade die Zeit, in welcher die Beamten der ostindischen Kompagnie sich mit der größten Bitterkeit jeder Missionsbestrebung widersetzten und deßhalb mit vorher nie dagewesener Härte auf ihrem Recht bestanden, jeden Eindringling, der keinen Freibrief aufweisen könne, aufs schnellste aus dem Lande zu schaffen. So wurde denn den amerikanischen Missionaren, sobald ihre Ankunft bekannt war, der Befehl ihrer Ausweisung zugestellt. Als sie nicht sogleich eine Schiffsgelegenheit fanden, ergieng die strengere Ordre, man solle sie mit der Flotte nach England schicken, sie könnten unterwegs mit den Kanonieren speisen, um ihre Frauen habe man sich nicht zu bekümmern. Wären sie erst nach England gebracht, meinte man wohl, dann gute Nacht Mission! denn eben jetzt drohte der Krieg Englands gegen Nordamerika auszubrechen. Hall und Nott entrannen aber trotz aller Wachsamkeit der Polizei auf ein nach Bombay segelndes Schiff. Der Generalgouverneur Lord Minto war darüber sehr ergrimmt und sandte Befehl an den Gouverneur von Bombay, die beiden Missionare auf ihre Kosten sogleich nach Europa zu schicken. Am Tag ihrer Landung (Febr. 1813) wurde ihnen dieses Schicksal angekündigt. Sie baten aufs Demüthigste um Nachsicht, erklärten den ganzen Vorfall und bewiesen, daß jetzt, nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen den beiden Staaten, es ihnen unmöglich sei, die nöthigen Mittel zu einer Seereise aufzutreiben, und dem freisinnigen Gouverneur von Bombay schien die Ordre, Amerikaner nach England zu deportiren, während man sie nur auszuweisen berechtigt war, so ungesetzlich, daß er gerne mit der Ausführung zögerte. Als er endlich doch dem Befehl nachkommen mußte, ließ er sichs eine schöne Summe kosten, ihnen für eine passende Ueberfahrt nach England zu sorgen. Auf einmal waren jedoch die beiden Paare von der Insel verschwunden; sie hatten gesucht, sich auf irgend ein nicht britisches Gebiet in Indien zu flüchten, wurden mit Steckbriefen verfolgt und endlich in der Nähe von Kot-

schin aufgefangen. Wiederum suchte der Gouverneur zögernd nach einer Schiffsgelegenheit für sie, als ein Brief des Kaplans Thomason aus Kalkutta den beiden Missionaren ankündigte, Lord Minto sei abberufen und es werden Schritte gethan, ihnen Erlaubniß zum Bleiben auszuwirken. Diesen Brief theilten sie dem Gouverneur mit, und er begründete damit vor seinen Obern den Widerruf seines frühern Bescheids. Wie wunderlich geht's doch oft zu in der Mission! Durch Tod zum Leben, durch Unterliegen zum Siegen, durch mannichfach verschlungene Umwege zum schnurgeraden Ziel pflegt der Herr seine Sache zu führen. Von Schritt zu Schritt aber wird ein sich seinem Meister demüthig zur Verfügung stellender Jünger, wenn auch verbundenen Auges, die Hand spüren, die ihn leitet, die Stimme hören, die ihm zuruft: Dieß ist der Weg, den du gehen sollst" und der endliche Erfolg wird zeigen, daß nicht menschlicher, sondern göttlicher Rath hier gewaltet hat.

Recht deutlich zeugt davon die von Hall und Nott eröffnete Mission im Mahrattalande, die heute die blühendste in der ganzen Präsidentschaft Bombay ist. Sie war die erste Unternehmung der großen amerikanischen Missionsgesellschaft (American Board), deren Stationen jetzt über alle Erdtheile zerstreut sind. Mancherlei Erfahrungen mußten da erst gesammelt werden. Die Nothwendigkeit der Heranbildung eines eingebornen Pastorats und der Erziehung der jungen Christengemeinden zur Selbständigkeit und Opferwilligkeit, der Segen der Reisepredigt und namentlich das Bedürfniß der Evangelisirung des nur durch Frauen recht erreichbaren weiblichen Geschlechts (S. 58), all das sind Dinge, deren Bedeutung man nur nach und nach recht begriff. Bombay selbst erwies sich, wie wir bereits gesehen, als ein überaus harter Boden und Jahre verstrichen, ehe auch nur ein einziger Hindu sich bekehrte; unter den Missionaren dagegen räumten wieder und wieder Krankheit und Tod auf; Notts Gesundheit z. B. brach schon im ersten Jahr zusammen.

Zwei Jahrzehnte hindurch beschränkte sich die Arbeit der Amerikaner auf Bombay und die Nachbarinseln, erst 1832 verzweigte sich dieselbe in die 56 Stunden östlichere Distriktshauptstadt Ahmednagar aufs Hochland hinauf. Auch hier thürmen sich der Ausbreitung des Evangeliums riesengroße Schwierigkeiten entgegen: eine so allgemeine Unwissenheit, daß unter hundert Personen kaum fünf überhaupt lesen können und von diesen hinwiederum nur die Wenigsten mit Verständniß; ein vielgegliedertes Kastensystem von solcher Schroffheit,

Mahratta-Frauen.

daß ein Brahmane sich nicht nur durch die Berührung, sondern durch den bloßen Schatten eines Mahar (Dorfknechts) verunreinigt glaubt und ein seine Kaste Brechender von den Seinen als todt betrauert

wird; ein Herz und Geist umstrickendes System des Götzendienstes, das die Verbrennung von Witwen und das gräßliche Hackenschwingen der Büßer empfahl, so lange die Regierung diese Greuel duldete, das aber noch heute Brillenschlangen und Krähen anbeten und das Leben von Thieren höher achten lehrt als das von Menschen. Aber Gott hat Gnade gegeben zu dem muthig in Angriff genommenen Kampf, und um Ahmednagar her reihen sich jetzt, von 47 Stationen und Außenstationen aus bedient, 23 Gemeinden mit 983 Kommunikanten, die — ob Mahar oder Brahmanen — brüderlich aus Einem Kelche trinken, um des Herrn Tod zu verkünden. Den 10 Missionaren mit ihren Frauen standen 1876 als Mitarbeiter 11 eingeborne Pfarrer, 3 Prediger, 9 Katechisten, 27 Lehrer, 14 Bibelfrauen und 24 sonstige Gehilfen zur Seite. Während die Gemeindeglieder in 140 Dörfern zerstreut lebten, wurde auf systematisch eingerichteten Predigtreisen das Evangelium in Hunderten von Dörfern 60 bis 70,000 Hörern verkündet. Ist auch das Häuflein der Bekehrten noch verschwindend klein unter der Masse der Götzendiener, man spürt doch, es geht vorwärts. Als im J. 1858 ein Missionar erstmals in ein gewisses Dorf kam, wies ihn der Ortsvorsteher unter den abscheulichsten Schimpfreden aus. Seinem zweiten Besuch widersetzte sich die ganze Einwohnerschaft in Masse. Bei einer dritten Einkehr fanden drei Missionare auch nicht Eine Seele, die sie anhören wollte. Und als endlich dennoch einer der Dorfbewohner sich bekehrte, brüllten die Andern wüthend: „Fort mit ihm! Schlagt ihn todt! begrabt ihn!“ Sie konnten ihre Drohungen nicht ausführen; manchmal aber entwich der Neubekehrte in den Wald hinaus, um da einsam zu weinen und zu beten. Doch diesem Erstling folgten Andre, und 12 Jahre nach jenem ersten Besuch hieß der gleiche Ortsvorsteher den Missionar herzlich willkommen, bot ihm ein Grundstück zur Erbauung eines Kirchleins für die kleine Gemeinde an, und als dieser dann Abends eine Ansprache hielt, sammelte sich um ihn eine Schaar aufmerksamer Hörer — ein verheißungsvolles Angeld auf weitere Siege.

Im gleichen Jahr, in welchem die Amerikaner ihre Arbeit in Ahmednagar begannen, nahmen die Anglikaner Nasik, die heilige Stadt der Mahratten in Angriff; 44 Stunden nordöstlich von Bombay dehnt diese sich mit ihren reichen Siwa-Tempeln unweit der einen hochberühmten Wallfahrtsort bildenden Godaweri-Quelle zu beiden Seiten dieses Flusses aus. In Indiens mythischer Zeit lief

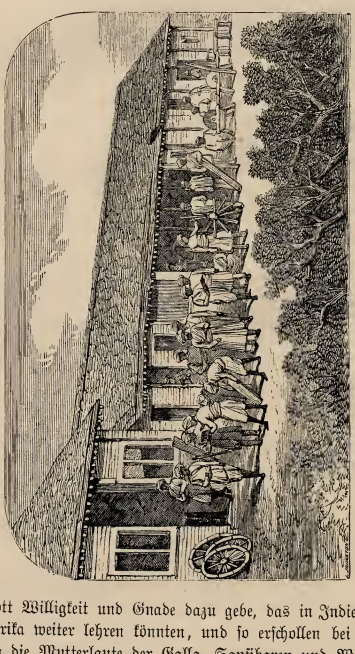
hier die Grenze zwischen dem Reiche des Helden Rama von Ajodhja und des Riesenkönigs Rawana von Lanka (Ceylon) hin, d. h. zwischen den von Norden her eingedrungenen Ariern und den schwärzeren Ureinwohnern Indiens. Es läßt sich denken, welche Erbitterung es unter den stolzen Brahmanen erregen mußte, als es den Missionaren gelang, im heiligsten Theile der Stadt eine Wohnung zu miethen und selbst auf den Treppen des Siwatempels zuweilen ein Zeugniß für Jesus abzulegen. Im J. 1842 kam es sogar zu einem Ausbruch fanatischer Wuth von Seiten der Brahmanen, allmählich aber legte sich die Feindschaft doch etwas und die Missionare durften schöne Früchte ihrer Arbeit sehen. Im J. 1854 gründete dann Miss. Price draußen vor der Stadt die Christenkolonie Scharanpur (S. 61). Bald zogen sich in ihr 30 Häuser mit 125 Einwohnern am Fuß der Berge hin. Schon in der Morgenfrühe hörte man da die Stimme des Gebets und des Gesangs; im Lauf des Tages gieng ein jedes seinem Gewerbe nach. Die Arbeit war so verschieden wie die Herkunft der Christen, denn frühere Brahmanen, Kunbis, Mahars, Parsis und Muselmanen, Telingas, Radschputen, Portugiesen und Gosawis lebten da beisammen. Natürlich war es eine schwere Aufgabe, so buntgemischte Stände und Nationalitäten in Eintracht zu erhalten, und aufs Neue bewährte sich hier die auch anderwärts gemachte Erfahrung, daß, so wünschenswerth, ja nöthig zu Zeiten solche Versuche christlicher Gemeindebildung sein mögen, man doch ja an keine Aenderung in der äußeren Lage der Bekehrten denken sollte, wenn sie, ohne an ihrem jungen Glauben Einbuße zu erleiden, ihre Stellung irgendwie unter ihren heidnischen Brüdern zu behaupten vermögen.

Bald erstand in Scharanpur auch ein Waisenhaus, und zwar aus noch fremdartigeren Bestandtheilen zusammengesetzt, als es die Gemeinde selbst war. Unter Andern befanden sich hier von Seiltänzern aus verschiedenen Gegenden zusammengestohlene Mädchen. Die harte Behandlung, die sie von ihren Räubern erfahren, hatte eine derselben getrieben, sich bei der Polizei zu beklagen, welche nun auch die übrigen befreite, sonst aber die Kinder kaum besser zu berathen wußte, als bisher der Fall gewesen, bis endlich ein christlicher Beamter sich ihrer annahm und sie nach Scharanpur sandte. Aber wie ungezähmt waren nicht diese Kinder! Wiederholt kamen schauerliche Schimpfworte, greuliche Händel, nächtliche Entweichungen vor; einige hatten wie Thiere gelebt; bei einer andern verrieth eine gräß-

Das Gerichtsdorf Scharanpur bei Nacht.

liche Narbe am Hals, daß sie schon einmal dem Tode geweiht war. — Dazu kamen noch afrikanische Knaben und Mädchen, welche von englischen Kriegsschiffen arabischen Sklavenhändlern abgejagt nach Bombay gebracht und von dort nach Scharanpur gesandt wurden. Sie waren

Vertreter von 11 Nationen, besonders aus Galla- und Wahiao-Stämmen. Die älteren dieser Knaben lernten in der für sie eingerichteten Industrieschule schmieden, zimmern, schneidern, schustern, malen, während die jüngeren sorgfältigen Elementarunterricht erhielten (siehe Abb.). Bei Allen wurde möglichst darauf hingearbeitet, daß sie ihre eigene Sprache nicht vergessen möchten, damit sie einmal,



Industrieschule in Scharanpur.

falls Gott Willigkeit und Gnade dazu gebe, das in Indien Erlernte in Ostafrika weiter lehren könnten, und so erschollen bei der Arbeit beständig die Mutterlaute der Galla, Sansibaren und Wahiao.

Eine jener wunderbaren Fügungen, an denen die Missionsgeschichte so reich ist, war es, daß der nach 10jähriger Arbeit 1843 aus Abessinien vertriebene Miss. Isenberg in den Jahren 1860—64

seinen letzten Wirkungskreis in Scharanpur fand. Nach Bombay versetzt, hatte er volle 16 Jahre nach dem Abschied von dem Lande seines ersten Berufs bekannt, das Heimweh nach Abessinien habe ihn noch nie verlassen, er komme sich in Indien wie ein Verbannter vor und fürchte, nie ganz Wurzel da zu schlagen, wenn er heute dürfte, würde er nach Habesch zurückfliegen; je länger er davon entfernt sei, desto lieblicher, ja zauberischer klingen ihm die Töne der amharischen Sprache in Ohr und Herz. Schon während seines Aufenthalts in Bombay hatte es sich zuletzt wie von selbst gemacht, daß Afrikaner, die in der fremden Weltstadt sich nicht zurecht fanden, irgendwie in seinen Bereich geführt wurden, als wollte der Herr ihm nachträglich noch beruhigende Antworten auf die bange Frage geben: wozu denn eigentlich die scheinbar vergebliche Arbeit der ersten zehn Jahre seines Missionslebens dienen sollte? In Scharanpur nun durfte er sehen, wie sich's unter den afrikanischen Jünglingen zu regen anfieng, von denen wir ihm die Mittheilung einer Reihe merkwürdiger Lebensläufe verdanken, die uns zeigen, wie im Innern Ostafrikas durch Krieg, Theurung und Sklavendiebe die Familien aufgescheucht, versprengt, die Waisen aufgefangen, in Sansibar, Kilwa, Maskat und andern Plätzen verkauft oder verauktionirt wurden, um bald da, bald dort — seis während des Spiels am Meeresufer oder im Bade — aufs Neue gestohlen, geraubt und wieder verhandelt oder verpfändet zu werden, bis etwa ein englisches Schiff sie unterwegs aufgriff oder an irgendwelchem Ufer hier ein aufmerksamer Wachtmann des englischen Konsuls, dort ein pfiffiger Matrose ihnen zur Freiheit verhalf. Durch welche Schicksale waren sie nicht alle gegangen und was ist aus den Dutzenden und Hunderten von Unglücksgefährten geworden, mit welchen sie einst gleiches Loos theilten! Wiederholt hatte sichs auch ereignet, daß der eigne Vater, wenn er verarmte, sein Kind um ein Stück Salz oder um Geld verhandelte. Afrikas schreiende Noth konnte von seinen Kindern in Scharanpur nie vergessen werden. Wie waren sie nun so froh an der „Zuflucht", die sich ihnen geöffnet, so dankbar für die christliche Liebe, die sie da aufnahm! Täglich beteten sie für ihre Brüder über dem Meer und redeten schon von der Zeit, da sie der Mission in ihrem Vaterlande den geleisteten Dienst werden heimgeben können. Und darauf hin arbeitete ihr Führer mit aller Kraft. Er durfte es nicht mehr hienieden sehen, wie David Livingstone, als er 1865 seine letzte afrikanische Reise antrat, seine treuesten Gefährten in Scharanpur

fand und 1874 Miss. Price selbst, der sich eben angeschickt hatte, seinen Lebensabend als Pfarrer in der englischen Heimat zu beschließen, sich bereit finden ließ, nochmals den Wanderstab zu ergreifen, um unter Mitwirkung von 50 Scharanpur-Zöglingen die ostafrikanische Freistätte Freretown zu gründen, aber drüben werden sich sicher Säemann und Schnitter mit einander freuen.

Fleißig wurde und wird von Nasik aus auch die Reisepredigt bis ins Gebiet des Nisam hinein betrieben. Mögen den Gelehrten vor Allem die uralten Höhlentempel fesseln, die sich nirgends in ganz Indien in solcher Großartigkeit finden wie in dieser Gegend, wo

Reisepredigt in Indien.

namentlich in denen von Ellora (vgl. Abb. S. 6), den herrlichsten von allen, die wunderbarsten Traumgestalten sich dem Auge des Beschauers versteinert darzustellen scheinen; mag der Ingenieur die trotzige Feste Daulatabad mustern und der Liebhaber muhammedanischer Prachtbauten sich noch am Anblick von Kaiser Aurangzebs zerfallender Residenz Aurangabad ergötzen, dem Missionar ist's um Seelen zu thun und ihnen zieht er nach. Unter einem riesigen Banianen- oder Mango-Baum sammeln sich da und dort aufmerksame Landleute aus den ärmsten Klassen um ihn, die neue Botschaft zu hören, die er verkündet, und o, welche Freude, wenn ein Samenkorn auf guten Boden fällt! Isenberg durfte es einmal auf einer Predigtreise,

die er schon früher von Bombay aus in diese Gegend unternahm, erleben, daß ein Reiter auf leichtem Mahratta-Pferdchen an ihm und der ihn umgebenden Zuhörerschaft vorbeiritt. Er stieg ab, band sein Pferdlein an einen Baum und hörte zu. Der Prediger sprach von einem „neuen Weg", eben da Ramdschi, so hieß der Reisende, bereits den fünften versuchte. Um sich mehr Klarheit zu verschaffen, redete er noch lange mit dem Missionar, der ihm zum Abschied ein N. Testament gab; dann bestieg er sein Pferd und ritt weiter. Doch nach einigen Monaten fand er sich in Nasik ein, suchte den Taufunterricht nach und ließ sich in die Gemeinde Christi aufnehmen. Er war nur ein Mang von wenig Bildung und Einfluß; doch aber brauchte ihn Gott als ein bedeutendes Glied in der Kette christlicher Hilfeleistung, die sich allmählich um die indische Bevölkerung zieht. Denn aufgeweckt, wie er war, eignete sich Ramdschi bald zum Bibelvorleser, als welchen ein frommer Hauptmann ihn anstellte. Später kam er nach Aurangabad zurück, kaufte sich wieder ein Pferdchen und ritt von Dorf zu Dorf, die Mangs zusammenzurufen und ihnen die evangelische Geschichte vorzulesen oder zu erzählen, wofür sie ihn mit Geld und Lebensmitteln bezahlten, und als endlich ein Missionar dem einfachen Mann auf seinen Wanderungen folgte, baten an verschiedenen Orten die Mangs um Unterricht; ihrer 50 konnten auf einmal getauft werden und strengten sich dann in wahrhaft rührender Weise an, aus Vagabunden und Trommlern (vor Götzen und Dämonen) ehrbare Bauern zu werden.

Eine zweite Hauptstation auf dem Hochlande hat die englisch-kirchliche Gesellschaft in dem 24 Stunden südlich von Nasik gelegenen Dschunir; das abermals 20 Stunden südlichere Puna mit seinen zahlreichen Pagoden, seiner Brahmanenuniversität und seiner bunt gemischten Einwohnerschaft ist seit 1829 von schottischen Missionaren besetzt. Diese befassen sich mit allen Klassen der Bevölkerung und haben an einzelnen Hindus, Moslemen, Parsen und Juden schon schöne Erfahrungen machen dürfen, obgleich bei jeder Taufe wieder eine große Aufregung entsteht. Ach welch ein Jammer ist's nicht für ein armes heidnisches Mutterherz, wenn ihr Liebling, ihr Abgott, in der Missionsschule zum Glauben an Jesum gekommen, trotz all ihrer Lockungen, Bitten und Thränen sich von ihr losreißt, um Christum zu bekennen! Wahrlich, man muß einen Blick in's indische Missionsleben gethan haben, um das volle Verständniß für den Ernst

des Wortes unsres Herrn zu bekommen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth."

Auch in dem 20 Stunden südlich von Puna gelegenen Satara hatten die Schotten im J. 1850 eine Erziehungsanstalt errichtet. Miss. Aitken arbeitete dort 8 Jahre lang mit großer Treue, aber ohne jeden sichtbaren Erfolg. Man glaubt allgemein, die Anforderungen, welche er an die Taufbewerber stellte, seien viel zu hoch gewesen und die etwa durch seine Wirksamkeit Erweckten haben sich dadurch entweder ganz vom Christenthum abschrecken lassen oder irgendwo anders um Aufnahme in die christliche Gemeinde nachgesucht. — Ganz anders gestalteten sich die Dinge in den ländlichen Bezirken von Indapur und Dschalna, wo seit dem Jahr 1861 der in der schottischen Missionsschule in Bombay bekehrte Brahmane Narayan Scheschadri in großem Segen gewirkt und das Vertrauen seiner Landsleute gewonnen hat. Im J. 1874 fanden sich hier schon über 220 Kommunikanten, wozu noch 245 andere Getaufte kamen; überhaupt trägt dieser ganze Zweig der Missionsthätigkeit ein eigenthümlich nationales und in jeder Beziehung selbständiges Gepräge. Im ganzen Mahrattalande aber mehrt sich sichtbar die Zahl nachdenklicher Eingeborener, die das Gefühl jenes reichen Landmannes theilen, der zu einem der amerikanischen Missionare sagte: „Sahib, eure Religion ist wahr und wird es gewinnen. Wenn wir das nicht mehr erleben, so werden es unsre Kinder sehen, und wenn nicht unsre Kinder, so doch unsre Enkel." Ein Hinderniß der Mission ist aber im anglikanischen Bischof von Bombay aufgetaucht, der die Taufe der Amerikaner verachtet und ihnen irgendwie ihre Leute abfängt, um sie bischöflich zu confirmiren. Da kanns dann begegnen, daß der katholische Bischof die Abgefangenen nochmals fängt, um sie endlich im Schoß der Mutterkirche zur Ruhe zu bringen!

6. Die Kanara-Länder und das Kanaresenvolk.

Südlich von dem Sprachgebiet des Mahratti beginnt das der schönen, reichen kanaresischen Sprache oder des von etwa 10 Millionen gesprochenen Karnataka. Kannada oder Karnata (Schwarzland) hieß von uralter Zeit her der südlich von der Krischna liegende Theil der Dekhan'schen Ebene wegen des fruchtbaren schwarzen Bodens

der hier nur hin und wieder von niedrigen Hügelketten durchzogenen oder mit einzelstehenden, steilaufragenden Felsbergen besetzten Hochfläche. Zuverlässige geschichtliche Nachrichten über dieses Karnata-Land beginnen erst mit dem 5. Jahrhundert nach Christi Geburt, wo das Reich der Tschalukja von Kalljana erstand, das sich eine Zeitlang im Norden bis zur Narmada, östlich bis zu den Ostghats, südlich und westlich bis ans Meer erstreckte und bis gegen das Jahr 1200 seine Macht behauptete. Nach seinem Zerfall gründete ums Jahr 1330 der Rayer (Radscha) von Widschajanagara ein neues, östlicheres Karnatareich, das mehr als zwei Jahrhunderte lang der Macht der Muhammedaner Trotz bot. Seine Nachfolger, die Rayer, wußten die verschiedenen Hindusekten so zu versöhnen und zusammenzuhalten, daß ihre Residenz der Mittelpunkt und die Zufluchtsstätte brahmanischer Gelehrsamkeit wurde. Die Macht dieser Fürsten reichte zeitweilig bis an die beiden Meere hinaus, daher an der Koromandelküste der Ländername Karnatik und an der von Malabar derjenige der Provinz Kanara. Diese Rayer lagen aber in beständigem Streit mit ihren muhammedanischen Nachbarn im Norden, und das nördliche Karnata war der Schauplatz fast unaufhörlicher verwüstender Kriege, in denen Hunderttausende umkamen. Bei der Ankunft der Portugiesen standen die Rayer auf dem Gipfel ihres Glanzes und suchten auch je und je an der christlichen Seemacht einen Bundesgenossen gegen die Muhammedaner zu gewinnen; bald nachher aber wurde das Reich durch innere Kämpfe geschwächt, und sein letzter König erlag 1565 einer Vereinigung der muhammedanischen Fürsten, die fünf Monate lang mit der Plünderung des prächtigen Widschajanagara zu thun gehabt haben sollen, obwohl dessen Bewohner schon 1550 Elephantenladungen Geld und Juwelen sammt dem königlichen Thron weggeschleppt hatten. Nun kam der nördliche Theil des Karnatareiches an die muhammedanischen Könige von Bidschapur, während der Süden, der nachmalige Maisurstaat, unter einem einheimischen Fürstengeschlecht noch einen Schein von Unabhängigkeit bewahrte. Beide wurden im J. 1689 dem Großmogulreich von Delhi einverleibt, an dessen Bestand aber bereits die Mahratten rüttelten. Sie eroberten den nordwestlichen Theil des Karnatalandes bis zur Tungabhadra, weßhalb das Zweistromland zwischen dieser und der Krischna noch heute den Namen Südmahratta führt. Der Osten blieb im Besitz des allmählich unabhängig gewordenen Statthalters der Mogulkaiser, der trotz seines Titels Nisam al Mulk (Ordner des Reichs) in seiner Residenz

Haiderabad den zuchtlosesten und fanatischsten Pöbel Indiens aufzuweisen hat. In Maisur aber bemächtigte sich im J. 1760 der geniale muhammedanische Abenteurer Heider Ali des Thrones und dehnte seine Eroberungen westwärts über einen Theil der Küste von Malabar aus. Da es nun bald auch zu Verwicklungen der ostindischen Kompagnie mit den Mahratten und Heider Ali kam und die Franzosen sich gleichfalls in diese Kämpfe mischten, war besonders im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts das Land von beständigen Kriegen heimgesucht, die bald zwischen den Mahratten und Heider Ali, bald zwischen einer von diesen Mächten und den Engländern geführt wurden.

Nachdem Heider Ali's Sohn und Nachfolger, der grimme Tippu Sahib im Jahr 1799 von den Engländern besiegt worden und bei der Erstürmung seiner Hauptstadt Sirangapatam gefallen war, kam Maisur unter die mittelbare, und der Strich zwischen Tungabhadra und Maisur unter die unmittelbare Herrschaft der Engländer. Damit begann für diese Distrikte eine Zeit des Friedens und der materiellen Wohlfahrt, während der Norden vorerst unter der Herrschaft der Mahratten und des Nisam verblieb und noch zwei Jahrzehnte des Kriegs, Raubs, Brands und Blutvergießens durchzumachen hatte, indem berittene Freibeuterschaaren, Pindaris genannt, die zuweilen nicht weniger als 60,000 Reiter zählten, fast alljährlich verheerend in das arme Land einfielen. Erst mit der Unterwerfung der Mahratten und der Vernichtung der Pindarischaaren durch die Engländer kehrte seit 1818 endlich Ruhe und Frieden wieder. Die Burgen, deren in jedem Dörflein eine zu finden war, und die den Bewohnern einigen Schutz gegen die beutegierigen Reiterschaaren der Mahratten und Pindaris gewährten, sind nun zerfallen, die langen Leiden vergessen, und manche Eingeborene fangen schon an, die Engländer, denen sie diese Wohlthaten zu danken haben, wieder wegzuwünschen. Das alte Karnata-Land aber zerfällt nun in folgende Bestandtheile:

1°. In der Bombay-Präsidentschaft zwischen den Westghats und den Flüssen Krischna und Tungabhadra das sogenannte Südmahrattaland, dessen nordwestlicher Theil noch einigen tributpflichtigen Radschas gehört, während der östliche in das Nisamreich hineinreicht und der mittlere die britischen Kollektorate (Steuereinnehmereien) Kalladigi, Belgaum und Dharwar umfaßt.

2°. In der Madraspräsidentschaft die westliche Hälfte des Kollektorats Bellary, dessen Ostseite schon dem Telugu-Sprachgebiet angehört.

3°. Den Vasallenstaat Maisur und das ehemalige Fürstenthum Kurg.

Füglich zählen wir zum kanaresischen Sprachgebiet heutzutage aber auch

4°. Den nördlichsten Theil der Küste von Malabar oder die sich von Goa dem Ufer entlang gegen 100 Stunden südwärts hinziehende Provinz Kanara. Obschon dieselbe nicht zum ursprünglichen Karnata-Lande gehört, hat sich in ihr im Gegensatz zum östlichen Karnatik die kanaresische Sprache durch bedeutende Einwanderungen kanaresischer Brahmanenkolonien so eingebürgert, daß sie in Nordkanara allgemein, in Südkanara wenigstens als die amtliche Schulsprache, sowie als die Sprache der gebildeten Klassen gebraucht wird. Eigentliche Volkssprache ist dagegen in Südkanara das dem Kanaresischen verwandte, von nur etwa 200,000 Menschen gesprochene Tulu.

Beschauen wir uns diese 4 Gebiete etwas näher, indem wir selbstverständlich mit der Küste anfangen. An dem verödeten Goa vorüber, das mit seinen dunkeln Kirchen und noch dunkleren Inquisitionsgefängnissen zu weit landeinwärts liegt, um vom Hafen aus gesehen zu werden, steuert der von Bombay nach Colombo fahrende Dampfer der Küste von Malabar zu. Ist die felsige, steile, schluchtenreiche Konkanküste wie gemacht für Seeräuber, so zieht sich dagegen in Kanara meist ein flacher Sandstreifen an dem von Meeresbuchten und Gebirgsflüssen vielfach durchschnittenen und von mächtigen Kokoshainen beschatteten Ufer hin. Darauf folgt das hügelige Vorland, dessen wellenförmiger Rücken eine ziemlich nackte Oberfläche zeigt, aber nach allen Seiten hin von tiefen Schluchten mit dem üppigsten Baum- und Pflanzenwuchs durchfurcht ist. Fruchtbare Reisfelder ziehen sich sowohl in diesen Schluchten als am Fuß des hügeligen Vorlandes hin und stechen durch ihren hellgrünen Sammtteppich gegen die dunkelgrüne Wölbung der Kokoswälder angenehm ab. Im Schatten schlanker und dichter Baumgruppen liegen hier die vereinzelten Gehöfte der Bauern, und selbst über die ärmlichen Hütten der Fischer in der nächsten Nähe des Strandes breitet die gesellige Kokospalme ihr majestätisches Dach.

Wie in ganz Indien fehlt selbstverständlich auch in Kanara die Kaste nicht. Selbst unter den „kastenlosen" Reissklaven wird streng auf Kastenunterschiede gesehen, ja sogar die allerniedrigste Klasse, Koragas (S. 70) genannt, ein fast wilder Stamm, dessen Beschäftigung Korbflechten und dessen Nahrung häufig Aas ist, redet noch

von ihrer „Kaste“. Diese Koragas durften vor Alters gar keine Kleider tragen und gehen auch jetzt noch fast nackt umher. Die

Die Kastenlosen.

Frauen pflücken sich ihre Bedeckung vom ersten besten breitblätterigen Baum; ihre Aussage vor Gericht aber gilt für durchaus zuverlässig. Den Kern der Bevölkerung bilden die Reis- und Palmbauern.

Ursprüngliche Volksreligion war der Dämonendienst, dem noch immer die untersten Schichten des Volks ergeben sind. Manches scheint darauf hinzudeuten, daß derselbe aus der Verehrung von Helden erwuchs, die vordem im Lande als Nimrods gewaltet und geschaltet und es vielleicht auch als kühne Jäger von schädlichen Thieren gesäubert haben. Als Dämonen oder „Bhuten" fürchtet man jetzt aber besonders die abgeschiedenen Geister auffallender Bösewichte wie Giftmischer, Selbstmörder u. s. w. Von ihnen vorzüglich glaubt man, sie finden ein Vergnügen am Plagen und Quälen der Menschen und müssen fortwährend durch Opfer besänftigt und günstig gestimmt werden. Jedes Dorf, jede Kastenabtheilung, ja fast jedes Haus hat seinen Bhutatempel, der freilich meist nur aus 4 Lehmwänden und einem Grasdach besteht. In diesen Tempeln finden sich die Bilder der Bhuten, meist häßliche Gestalten, und daneben ein Tischchen oder ein Stuhl für ihren Gebrauch, eine Trommel, um sie bei besondern Gelegenheiten herbeizurufen, Münzen, Kleidungsstücke, Rosenkränze und anderes. Manchmal müssen die Bhutabilder auch vorlieb nehmen mit einer Holz- oder Steinsäule in Feldern oder Hainen. Da werden ihnen dann regelmäßig wiederkehrende, meistens nächtliche Feste gehalten und Kokosnüsse, Bananen, Reis oder Geflügel als Opfer dargebracht. (S. 72.)

Eigenthümlich ist das dem Hirtengott Birappa zu Ehren gefeierte Fest. Der Priester spaltet dazu heimlich einen Haufen Kokosnüsse und pappt sie mit etwas Saft wieder zusammen; dann setzt oder stellt er sich neben diesen Haufen, ruft die Namen seines Gottes aus und ladet Jedermann ein, dem großen Birappa ansehnliche Geschenke zu bringen. Wenn nun die Opfer zu stocken beginnen, geräth er in große Aufregung, ergreift eine Kokosnuß und zerschlägt sie wie wüthend an seinem Kopf; in Stücken fällt sie herunter. Alles Volk sieht's, schreit: ein Wunder! ein Wunder! und legt ihm reichliche Gaben zu Füßen, die er bescheiden für den Gott in Empfang nimmt. Ist die Opferwilligkeit etwas gesunken, so nimmt er die zweite Nuß und wiederholt sein Kunststück. Irgendwie findet er am Ende des Tags, daß seine Anstrengung nicht unbelohnt blieb. (S. 73.)

So weit die höheren, dem Brahmanenthum anhängenden Kasten die niederen, dem Bhutendienst ergebenen Volksschichten an Ebenmaß des Körperbaus, feinem Anstand und Geistesbildung überragen, so tief stellen die brahmanischen Tempel die Bhutakapellen in Schatten. Mittelpunkt dieses Brahmanenthums ist die 12 Stunden nördlich von

Mangalur gelegene Stadt Udapi mit ihren stolzen Tempeln und reichen, üppigen Waischnawa-Klöstern. Uebrigens hat der Bhutendienst der Tulus auch auf die eigentlichen Hindus solchen Einfluß gewonnen, daß sich Bhutenfurcht, ja mitunter sogar Bhutendienst selbst bei Brahmanen findet.

Unvergleichlich großartige Naturscenen bietet der Uebergang über die Westghats dar, in denen der Scherwattifluß in den berühmten Wasserfällen von Gersoppe über eine 900' hohe Felswand nieder-

Dämonenopfer im Tululand.

stürzt. Jeden Augenblick bietet der Urwald hier dem Europäer, der zum ersten Mal diese Gebirgspässe betritt, nie gesehene und nie gehörte Dinge in unendlicher Fülle. Jenseits der Ghats folgt die im Vergleich mit den anmuthigen Höhen und Tiefen des Küstenlandes sehr einförmige und langweilige Hochebene von Südmahratta. Den westlichen und südlichen Theil derselben zieren zwar an manchen Stellen noch reiche Wälder, je weiter sich aber das Plateau gegen Osten neigt, desto dürrer, baumloser, einförmiger und öder werden

Hügel und Ebenen, desto heißer das Land. Trotz seiner Trockenheit ist Südmahratta jedoch sehr fruchtbar; neben verschiedenen Baumfrüchten, Getreidearten und Oelpflanzen gedeihen auch Zuckerrohr und

Ein Pinappos Priester.

Baumwolle; zudem ist das Klima entschieden gesünder als an der feuchtheißen Küste. Da die Brunnen im schwarzen Boden des Hochlandes meistens mehr oder weniger salziges Wasser haben, sind die Bewohner für ihren Wasserbedarf hauptsächlich auf künstliche Teiche

angewiesen, deren fast jedes Dorf einen oder mehrere hat. Auch in den vertrockneten Bachbetten gräbt man nach Wasser; fällt aber einmal zu wenig Regen, so sind die Leute oft genöthigt, ihren Wasserbedarf stundenweit herzuholen oder auszuwandern. Dann hat der Pakhali oder Wasserverkäufer, der mit seinem Ziegenschlauch vor

Indischer Wasserverkäufer.

die Häuser kommt und aus dessen Fußende Wasser herausgießt, ein wichtiges Amt. Selbstverständlich gehört aber ein Mann, der es mit der Haut eines todten Thieres zu thun hat, nicht zu einer der höhern Kasten, darum kaufen ihm nur Niedriggeborne und etwa

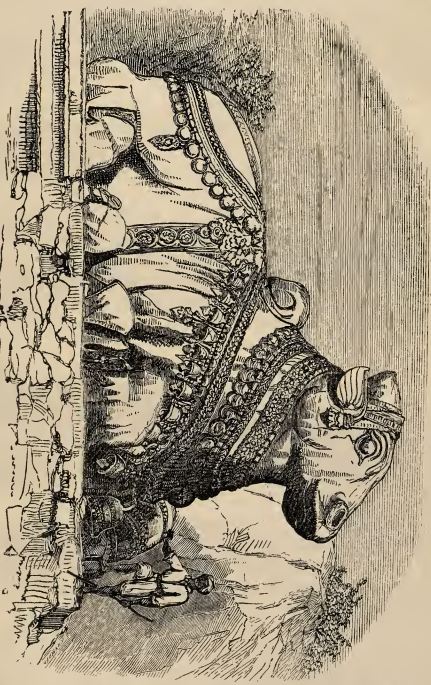
Europäer, die bekanntlich vor dem Leder kein Grausen haben, sein Wasser ab.

Weit mehr landschaftliche Schönheiten als das Südmahrattaland und der sich südöstlich davon hinziehende Distrikt von Bellary, besitzt das südlich von beiden gelegene Fürstenthum Maisur mit seinen vielen steil aufsteigenden, oft mit unzugänglichen Burgen gekrönten Felsbergen und den prachtvollen Fällen des den südlichen Theil des Landes bewässernden Cavery-Flusses. Auf einer von ihm umflossenen Insel liegt dritthalb Stunden von der Hauptstadt Maisur das fieberreiche Sirangapatam mit seiner berühmten Festung und den schönen Grabmälern Heider Alis und Tippus. Im Nordosten ragt 3000′ über dem Meere in schönem, gesundem Klima auf einer hohen Granitkette Bengalur, die Hauptstation der britischen Militärmacht und Sitz zahlreicher europäischer Familien empor. Im Westen zieht sich zwischen Maisur und Südkanara 24 Stunden lang und halb so breit die waldreiche, fieberische, von wilden Thieren wimmelnde Berglandschaft Kurg, die Heimat des Sandelholzes, hin. Im Jahr 1834 nahm die britische Regierung von diesem Fürstenthum Besitz und verbannte den letzten Radscha mit einem Jahresgehalt nach Benares. Seine Linie ist mit seiner in London als Christin gestorbenen Tochter Viktoria erloschen, und in der Nähe von Haleri, dem Stammsitz der alten Kurgfürsten, regiert nun zu Merkara ein englischer Kommissär.

Die Bewohner des kanaresischen Hochlandes sind körperlich kräftiger und abgehärteter als die Küstenbevölkerung, und auch in ihrem Charakter ist mehr Energie und Spannkraft wahrzunehmen als bei jenen. Da sie nicht auf einzeln stehenden Höfen leben, sondern in Städten und Dörfern beisammen wohnen, ist ihnen überdieß größere Gewandtheit im Umgang eigen; andrerseits aber erzeugt dieses enge Beisammenwohnen auch ein bewußteres Festhalten an heimischer Sitte und nationaler Eigenthümlichkeit, die der Einführung des Christenthums hinderlich im Wege steht. Beim Eintritt in eines der vielen gewerbsfleißigen Städtchen wird der Besucher nicht nur manche stattliche Häuser, sondern auch anständige Bewohner gewahr. Findet gerade eine Hochzeit oder sonstige Feier statt, so trifft er Gruppen festlich gekleideter, mit Geschmeide behängter Personen beiderlei Geschlechts, deren fröhliches Gesicht sie als glückliche Hausgenossen ankündigt oder als Verwandte, die zur Festfreude der Familien geladen sind. Es fehlt auch nicht an Höflichkeit und Ehrerbietung gegen

den Hausvater und gegen die Alten. Soll dieser gute Eindruck nicht gestört werden, so darf man aber freilich nicht allzu vorwitzig hinter die Vorhänge schauen, nicht allzulange unter den Fröhlichen weilen. Zumal am Schluß des acht- oder gar vierzehntägigen Schlaraffenlebens kann die Freude sich gar leicht in Verdruß, Zank und Balgerei verwandeln. Das ist nun zwar in der europäischen Heimat auch oft genug der Fall, ein großer Unterschied besteht aber dennoch zwischen dem Familienleben der gebildetsten und ehrbarsten Hindus und dem der todten Christen Europas, — nämlich bezüglich der Stellung des weiblichen Geschlechts. Ein wenig mehr Ehre als im Gangesthal ist demselben zwar in Südindien immer noch geblieben; eine gemeinsame Mahlzeit gibt es aber auch in Südindien in keiner heidnischen Familie, und eine wahre Pest ist auch hier das frühe Verheirathen und Verschachern der Kinder ohne ihr Wissen und Zustimmen. Es ist lächerlich und betrübend, bei einem Gang in die Schulen auf die Frage nach einem fehlenden Knaben von kaum 7—8 Jahren die Antwort zu bekommen, daß er Hochzeit mache. Nicht selten kann man auch einen ältern Bräutigam sehen, der auf dem Pferde, auf welchem er, von lärmender Musik begleitet, die üblichen Processionen zu den Götzen macht, ein kaum 2—3jähriges Kind als seine Braut im Arme hält. Heirathen gilt nicht nur für ehrenvoll, sondern geradezu für eine Pflicht, und man denkt schlecht von jedem Eingebornen und Europäer', der dieselbe unterläßt ohne durch ein mönchsartiges Gelübde gebunden zu sein; dennoch aber wird manchem ärmeren Kanaresen durch die Höhe des Brautpreises und der Hochzeitskosten eine Verheirathung fast zur Unmöglichkeit. In Maisur herrscht wenigstens in den höheren Kasten mehr die muhamedanische und brahmanische Art strenger Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts; in Südmahratta dagegen besteht die sittengefährliche Einrichtung, daß die offenen Hausgänge und während der heißen Jahreszeit der Hof des Hauses dessen sämmtlichen Bewohnern zum gemeinsamen Schlafraum dienen. Hier gibt es unter den Sudras auch nicht wenige Familien, in welchen die Frau regiert, wenn sie durch natürlichen Verstand und Herrschergabe ausgezeichnet ist. Noch zahlreicher sind die Häuser, in denen der Mann in beständiger Furcht vor dem Weibe lebt, weil er sich dem Schwert ihrer Zunge nicht gewachsen fühlt und ihm doch vor der Schuldenlast graut, die eine zweite Heirath ihm auf den Hals bringen würde. Nur zu oft aber gewahrt der Tieferblickende Abgründe sittlicher Verderbniß, daß er fast an der Möglichkeit der

Rettung verzweifeln möchte. Am unverhülltesten tritt diese Verderbniß im Kurgland zu Tage, unter dessen noch vor wenigen Jahrzehnten wilden, räuberischen Bewohnern wie im Himalaja der wider-



Der Elter Bahubo in Mattur.

natürliche Brauch der Vielmännerei herrscht, indem sämmtliche Brüder einer Familie eine gemeinsame Frau haben.

Volksreligion war auf dem Hochland wie an der Küste ursprünglich der Dienst von Dämonen, deren später manche als Söhne, Be-

gleiter oder Frauen einer der brahmanischen Hauptgottheiten in das brahmanische Göttersystem eingereicht wurden, wie z. B. die Pocken- und Choleragöttin Mariammen. Wie in ganz Südindien ist es aus der Zahl der brahmanischen Götter auch hier Siwa, der die allgemeinste Verehrung genießt, und zwar vorzugsweise unter der besonderen Form des im 12ten Jahrh. n. Chr. aufgekommenen Lingaismus, der das Tragen des Linga (eines länglich runden Steinchens, dem Symbol von Siwas Zeugungskraft) als das einzige und allgenugsame Mittel zur Seligkeit zu gelangen anpreist. Nur gehört dazu wesentlich der geistliche Führer oder Guru, der einem den Linga umbindet. Der Guru wird als eine Menschwerdung Siwas selbst betrachtet, und die Hauptgurus, sowie die große Menge der Lingapriester sind nun eigentlich die Götter der Lingaiten. Bei allen wichtigen Familienereignissen müssen sie anwesend sein, um ihren Segen zu spenden, und ihr Fußwasser, das die Gläubigen trinken, sowie ihr Prasada, d. h. was sie denselben von ihrem Teller zu essen geben, hat sakramentliche Bedeutung. Siwa geweiht sind aber namentlich in Maisur auch eine Menge von Tempeln, und vor einem derselben ein kolossales Steinbild seines Reitthiers, des Stiers. (S. 77.)

Maisur ist überhaupt trotz allem, was Heider Ali und Tippu Sahib dort für die Ausbreitung des Islam gethan haben, noch ein gewaltiges Bollwerk des Götzendienstes. Alljährlich wird dort noch immer der Göttin Mariammen zu Ehren das anderswo verbotene, gräßliche Fest des Hakenschwingens gefeiert, obschon das Land nun schon seit 80 Jahren unter dem Einfluß der britischen Regierung steht. Ist es einer christlichen Macht würdig, einer der häßlichsten Ausgeburten des Götzendienstes in keiner Weise in den Weg zu treten, ja sie in den Augen des Volkes gewissermaßen zu billigen durch die Anwesenheit ihrer Beamten? fragen wir uns da unwillkürlich. Näher berührt uns aber die andre Frage: Hat denn die Mission hier noch gar nichts zur Lockerung des alten Aberglaubens vermocht? Und dieß führt uns auf das, was in den Kanara-Ländern bis jetzt für die Ausbreitung des Evangeliums geschehen ist.

7. Die Mission in den Kanara-Ländern.

Es war im Jahr 1810, daß von der Londoner Missionsgesellschaft geschickt, der erste evangelische Sendbote auf dem kanaresischen Hochland erschien; fast 300 Jahre zuvor schon hatten aber Katholiken

da mit Eifer für ihre Kirche geworben. Freilich als blinde Blindenleiter! Sobald im Jahr 1510 die Portugiesen Goa erobert und zum Hauptquartier ihres ostindischen Reichs gemacht hatten, ergoßen sich Schaaren römischer Priester weithin über das Land. Bethörte und gemiethete Eingeborne wurden nach verschiedenen Richtungen von ihnen ausgesandt, ihnen den Weg zu bahnen. Diese Eingebornen gaben sich den Schein von Propheten und verkündeten, daß große und wichtige Veränderungen bevorstehen, es werden bald heilige Brahmanen von Westen unter ihnen erscheinen und sie mit einer neuen Religion begaben; die Götter des Landes hätten sie gesandt, dieß anzukündigen und die Leute zu ermahnen, sich diesen Botschaftern Gottes zu unterwerfen. So weit die portugiesische Herrschaft reichte, wurden hernach keine Umtriebe, keine Bestechungen und keine Drohungen gespart, um Bekehrte zu sammeln. Diese wurden auch in ziemlich bedeutender Zahl gewonnen, jedoch in der Art, daß sie sich in religiöser und sittlicher Hinsicht wenig von den Heiden unterscheiden. Ihr Bilderdienst ist nicht nur in den Augen der Letzteren, sondern auch in Wirklichkeit ein Götzendienst, und zu den einheimischen Lastern des Lügens und Betrügens gesellt sich bei ihnen noch das aus dem Abendland eingeschleppte des Branntweintrinkens. Ein wesleyanischer Missionar in Maisur erzählt z. B., wie er einmal einen Bauern nach seinem Gott und dessen Tempel gefragt und hierauf den Bescheid erhalten habe: sein Gott heiße „Joseph-Appa", sei so und so gekleidet u. s. w.! Natürlich war der heilige Joseph gemeint und der vermeintliche Heide war ein — Katholik.

Gar langsam und unscheinbar senkte dagegen die auf das lautere Gotteswort gestützte evangelische Mission ihre Wurzeln in den harten Boden ein. Anfangs kaum von der Regierung geduldet, arbeitete von 1810—1835 der Londoner Miss. Hands in Bellary. Im Jahr 1813 wurde daselbst eine englische Schule errichtet; 1820 wurden die Erstlinge getauft, 1827 war die Bibel ins Kanaresische übersetzt; bis auf diese Stunde aber ist die Zahl der Bekehrten sowohl in der Stadt selbst als in den in weitem Umkreis auf Predigtreisen besuchten Dörfern ziemlich klein geblieben. Im Jahr 1820 ließen sich dann auch in Belgaum und Bengalur Londoner Missionare nieder. In Belgaum erregte bald die Bekehrung zweier Brahmanen und eines Radschputen einen solchen Sturm der Verfolgung, daß lange darauf Niemand mehr den Muth hatte, ihrem Beispiel zu folgen, und noch jetzt ist auch dort die gesammelte Christengemeinde sehr klein.

Mehr Früchte brachte nach schweren Anfängen die Mission in Bengalur, wo 1849 ein theologisches Seminar gegründet werden konnte. Da das kanaresische Sprachgebiet hier schon in dasjenige des östlich angrenzenden Tamil übergeht, trägt auch die Mission diesen Doppelcharakter. — Schon vor den Londoner Missionaren waren im Jahr 1817 Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft in Bengalur angelangt, und 1821 folgten diesen noch Wesleyaner. Letzteren ist es gelungen, nachdem sie vorher verschiedene andre Stationen besetzt hatten, in der Hauptstadt Maisur selbst ein Gemeindlein zu sammeln, eine schöne Kirche zu bauen und eine große Lehranstalt zu gründen, obgleich sich unter deren 65,000 Einwohnern 14,000 bigotte Brahmanen und 12,000 fanatische Moslemen befinden. Welch fest geschlossenem Widerstand die Mission hier begegnet, läßt sich denken; um so bedeutungsvoller ist darum ein Sieg, den sie im Mai 1877 feiern durfte. Lange schon war in der von zahlreichen jungen Hindus besuchten Missionsschule alles seinen stillen Gang fortgegangen, als die Bekehrung eines brahmanischen Jünglings die ganze Stadt in Aufregung versetzte. Die entrüstete Familie Ayengars tobte, die Missionare haben im Widerspruch mit den Gesetzen der englischen Regierung den armen Jungen durch List oder Zauberei zu einem Christen gemacht, und gegen 200 Brahmanen stellten sich mit Stöcken bewaffnet lärmend und schreiend vor dem Missionshaus ein, um diesen Schimpf zu rächen. Ihr Gebahren wurde schließlich so gewaltthätig, daß die Polizei einschreiten mußte. Da die heidnische Familie entschlossen war, alles an Ayengars Wiedergewinnung zu setzen, wurde die Sache vor den englischen Richter gebracht. Der Gerichtshof wimmelte von Brahmanen und andern Heiden, als der hochgewachsene, stattliche Jüngling vor den Richter trat, um ehe das Verhör anfieng, seinen Eid abzulegen. Alles war in solcher Spannung, daß man eine zu Boden fallende Nadel hätte hören können. Ein Zucken des Entsetzens aber gieng durch die große Versammlung, als der durch Verstandesschärfe und Entschlossenheit vor vielen seiner Altersgenossen ausgezeichnete Jüngling mit fester Stimme sprach: „Ich bin ein Christ und will meinen Eid im Namen Jehovas ablegen.“ Die Beantwortung all der verwirrenden und schweren Fragen, die nun an ihn gestellt wurden, zeigte deutlich, daß er wußte, was er wollte und das Bekenntniß des Christenthums nicht als ein Kind, sondern als ein Mann auf sich genommen hatte. So erklärte denn schließlich der Richter, Ayengar sei völlig frei und

könne zu nichts gezwungen werden. Die Aufregung der Gegner hatte am letzten Tage der Verhandlungen einen solchen Grad erreicht, daß der Stadtmagistrat und Polizeiinspektor es für nöthig hielten, mit beträchtlicher Mannschaft und in eigener Person auf dem Platz zu sein, um einen etwaigen Aufstand zu verhindern; aber nicht einmal der Versuch, die Missionsschule zu sprengen und eine brahmanische Gegenschule zu errichten, gelang den ergrimmten Gegnern. — Im Ganzen zählten die drei im Fürstenthum Maisur arbeitenden Missionsgesellschaften mit Einschluß der in Bellary gewonnenen Bekehrten im Jahr 1871 etwas über 1800 Getaufte, worunter 640 Kommunikanten, die an 35 verschiedenen Orten lebten und 5 eingeborne Geistliche hatten, während den europäischen Missionaren 36 Gehilfen zur Seite standen und gegen 4000 Knaben und Mädchen in 60 Missionsschulen Unterricht empfiengen.

In Bengalur eröffnete überdieß eine hochherzige Engländerin, Miß Ansley mit ihrer jetzt an einen Missionar verheiratheten Schwester aus eigenen Mitteln eine große Mädchenschule, in die auch vornehmere Eltern ihre Töchter gerne schicken. Auch hier aber gab es schwere Kämpfe, als im August 1870 zwei Schülerinnen um die Taufe baten. Nach mehrstündigen herzzerreißenden Scenen wurde die 14jährige Subi endlich von ihren Verwandten in Ruhe gelassen und in die Gemeinde Christi aufgenommen; der 13jährigen Hutschi dagegen wurde der Taufstag ihrer Freundin bloß ein banger Schmerzenstag, denn ihre Eltern holten sie eiligst aus der Schule und schickten sie in ein entferntes Dorf, von wo aus sie nur selten Gelegenheit fand, ein mit Bleistift geschriebenes Zettelchen an ihre mütterliche Freundin gelangen zu lassen. Ein ganzes Jahr mußte sie dort in streng bewachter Einsamkeit zubringen, bis es ihr gelang zu entrinnen und im Okt. 1871 die ersehnte Taufe zu empfangen. Gleich nach derselben aber wurde sie von ihren Verwandten von der Kirchenthür weg mit Gewalt entführt, eingesperrt, gequält, von allem christlichen Verkehr abgeschnitten und sogar ihrer Bibel beraubt. Doch unter allen Stürmen blieb sie ihrem Heiland treu, und nach vielen Monaten der Verfolgung und Einsperrung führte ein gelungener Fluchtversuch sie endlich ins Haus und ans Herz ihrer geliebten Lehrerin zurück. Noch aber waren die Prüfungsstunden nicht zu Ende. Hutschi war in ihrer Gefangenschaft gegen ihren Willen mit einem heidnischen Jüngling verlobt worden, der sie als seine Gattin beanspruchte, und ein englischer Richter ließ sich bereit finden, sie ihm

zuzuerkennen, obgleich der junge Heide es offen ausgesprochen hatte, er wolle nur deßhalb Herr des Christenmädchens werden, um sie recht tief erniedrigen zu können. Da nahm Miß Anstey ihren Schützling muthig unter ihre Flügel und eilte mit der verfolgten Christin nach England.

Noch weilte sie dort, als die furchtbare Hungersnoth ausbrach, welche 1877 einen großen Theil der Präsidentschaft Madras betraf und ihre Verheerungen auch nach Maisur und ins Südmahrattaland hinauf erstreckte. Kaum hörte die muthige Miß von dem heranziehenden Jammer, so kehrte sie nach Indien zurück und ließ sich mitten in einem der schwerst betroffenen Bezirke Maisurs nieder. Welches Uebermaß das Elend dort erreichte, läßt sich der Einen Thatsache entnehmen, daß selbst in dem mit Madras doch durch eine Eisenbahn verbundenen und daher der Getreide-Zufuhr offenen Bengalur täglich an 28 Verhungerte in den Straßen aufgelesen wurden. In Kolar fieng Miß Anstey an Kinder zu sammeln, so viel man ihr brachte, und traute es fröhlich dem Herrn zu, Er werde ihr auch die Mittel zu deren Unterhalt schenken. Bald hatte sie gegen 200 Pfleglinge beisammen und freute sich innig ihres schönen Berufs, sie für Jesum zu erziehen. Aber was sie auch immer gethan hatte, keine gar zu ausgehungerten Kinder aufzunehmen, weil ihre Anstalt nicht ein Spital, sondern eine Schule sein sollte, drangen doch Hungerruhr und Cholera mit Macht ein. In wenig Wochen mußte sie 80 von den scheinbar schon geretteten Kleinen begraben. Anfangs war ihr Glaube am Unterliegen als die Sterblichkeit sich immer gleich blieb, aber obschon ganz betäubt von Kummer und Bestürzung, betete sie mit ihren Mitarbeitern fort, bis es leise und allmählich in stetem Fortschritt besser wurde. Und als nach dem Ende der Nothzeit die Regierung von Madras erklärte, von der halben Million Kinder, die sie während derselben ernährt habe, werden wohl 100,000 Waisen übrig bleiben, nach denen Niemand mehr frage, war Frl. Anstey sofort entschlossen, deren etwa 500 in ihre Pflege zu nehmen. Mangel hat sie mit ihrer Kinderschaar noch nicht gelitten, obschon ihr eigenes Vermögen zur Bestreitung eines solchen Haushalts natürlich von ferne nicht ausreichte. Wie ein goldner Morgenstrahl über dem Thal der Todesschatten stehen aber diese geretteten Kleinen da, die statt stummen Götzen jetzt mit liebender Hand dem guten Hirten zugeführt werden, während andre, die nicht mehr hienieden genasen, noch zu Ihm beten lernten, ehe sie entschliefen, um im Himmel Gesundheit zu finden. Unterstützt wird Frl. Anstey von einem bekehrten Brahmanen,

der auf ihre Kosten im Predigerseminar der Basler Mission zu Mangalur ausgebildet wurde.

Das nördlich von Maisur gelegene Südmahrattaland blieb mit alleiniger Ausnahme der Londoner Station Belgaum von der Predigt des Evangeliums unberührt, bis Basler Missionare im J. 1837 die Bezirkshauptstadt Dharwar besetzten, worauf 1839 auch in dem 4 Stunden südöstlicheren Hubli, und 1841 in dem abermals 12 Stunden südöstlicheren Bettigeri, sowie 1851 in dem 16 Stunden nordöstlich von Bettigeri gelegene Guledgudd Basler Stationen erstanden. Aber es blieb ein überaus dürres Ackerfeld, wenn auch einzelne vollwichtige Aehren darauf reiften.*) Des geringen Erfolgs der dortigen Arbeit wegen wurde 1876 dieses Missionsgebiet der besondern Fürbitte und Theilnahme der Freunde in der Heimat empfohlen; dem Morgenroth einer neuen Zeit sollten aber noch die dunkelsten Stunden vorangehen. Nicht nur folgten keine neuen Uebertritte, sondern die Zahl der christlichen Gemeindeglieder, bei denen in betrübendster Weise Weltlichkeit und fleischlicher Sinn eingerissen war, schmolz noch merklich zusammen. Eine Reihe von Jahren zeitlichen Wohlergehens hatte dieses bequeme, schläfrige Wesen genährt. Als zur Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs der Preis der Baumwolle plötzlich eine nie dagewesene Höhe erreichte, waren die Bauern Südmahrattas schnell zu großem Reichthum gelangt. Seit drei Jahren hatten sie nun allerdings schon unter Mißwachs zu leiden gehabt. Man machte Schulden, versetzte Häuser und Gärten und erwartete sehnsuchtsvoll ein gutes Jahr, das den Ausfall decken sollte. Nun denke man sich den allgemeinen Schrecken, als statt dessen ein vollständiges Fehljahr kam! Der Herr gieng an Südmahratta vorüber im Sturmwind seiner Gerichte.

Da fast alle alten Vorräthe aufgezehrt waren, begann sofort eine ausgedehnte Fruchteinfuhr von der Küste her, wo aus Süden und Norden eine Schiffsladung um die andere anlangte. Täglich war die Straße von 10—12 Karawanen belebt, deren jede 20—40 Ochsenwagen zählte, doch es sollten noch schwerere Tage kommen. Das arme Zugvieh verhungerte und verschmachtete unter entsetzlichen Qualen, indem Ameisenheere sich über die noch lebenden Thiere hermachten, die man am Wege zurückgelassen hatte, weil sie ihre Last

*) Siehe den Basler Traktat: Reife Aehren vom Missionsfeld in Südmahratta.

nicht mehr weiter zu schleppen vermochten; sie zu tödten, wäre nach Hindubegriffen ja ein Verbrechen gewesen. Viele Ochsen und Kühe verliefen sich auch in den Wäldern, in die man sie zur Weide geschickt hatte. Wie sollte jetzt noch Frucht herbeigeschafft werden? Die Bombay-Madras-Eisenbahn führt weit im Norden und Osten von Südmahratta vorüber, so blieben am Ende nur abgemergelte Menschen übrig, die Ochsenkarren zu ziehen.

Wie die Leute überhaupt ihr Leben noch fristen konnten, ist unbegreiflich. Messen aber läßt sich das Steigen der allgemeinen Noth an den Einnahmen der Münze in Bombay, wohin Jahr aus Jahr ein monatlich etwa für 1200 Mark Silberschmuck aus den Provinzen kommt. Im Okt. 1876 giengen schon Ohren-, Arm-, Fuß- und Nasenringe, Silberschnüre und Gürtel im Belauf von 8000 Mark ein; im November stiegen sie auf den Werth von 120,000 Mark, und nun hob sich die Einnahme immer höher, bis sie im September 1877 3,800,000 Mark erreichte, also das Dreihundertfache dessen, was sonst von den Ersparnissen des Volks einzuströmen pflegte. Ebenso sollen von Neujahr 1877 an 7700 Pfund Gold daselbst eingegangen sein, ein Beweis, daß auch die Reichen und Vornehmen alte Familienschätze veräußern mußten.

Wie anderwärts, suchte die Regierung auch in Südmahratta durch Austheilung von Reis, Straßenbau und Teichgraben die Noth zu lindern. Anfangs war das ausreichend, als aber der Mangel immer größer und allgemeiner wurde, genügte es nicht mehr. Einmal konnte man nicht Allen Arbeit geben, dann aber war auch der Lohn so gering, daß er die Leute kaum vom Hungertod rettete. Zudem trat auch hier die heidnische Gefühllosigkeit und Selbstsucht hervor, die im Norden vier Dschaina-Priester vermochte, sich von Kornspekulanten bestechen zu lassen, aus allen Kräften zu beten, daß bis zum Ende des Monats kein Regen falle. Meldete sich Jemand zur Arbeit, so nahm ihn der eingeborne Unterbeamte nicht an, wenn er nicht etwas bezahlte, und verstand sich einer nicht dazu, diesem Blutsauger ein wöchentliches Trinkgeld zu geben, so wurde er wieder entlassen. Mehrfache Untersuchungen, die deßhalb eingeleitet wurden, brachten keine Abhilfe, weil die armen Leute in ihrem anererbten Sklavensinn nicht wagten, vor dem europäischen Oberbeamten gegen ihre einheimischen Unterdrücker zu zeugen. Davon aber, wer ihre wahren Freunde seien, bekamen sie in dieser Nothzeit doch einen tiefen Eindruck. Die Missionare konnten nicht über ihre Schwelle treten,

Eine hungernde Familie in Südindien.

ohne daß ihnen elende Geschöpfe, die oft mehr Skeletten als lebenden Menschen glichen, (s. Abb.) bittend, flehend vor die Füße fielen und ihnen den Weg vertraten. Anfangs schickten sie nur selten einen

Bettler ohne eine Gabe fort, als deren aber täglich 50—100 kamen, konnten sie nur noch alten und krüppelhaften Leuten etwas geben und die eigenen Gemeindeglieder und Taufbewerber unterstützen.

Denn Christen werden wollten die Leute jetzt auf einmal schaarenweise. Ganz naiv erklärten Viele: „Was fragen wir noch nach Vasapa und Hanuman; die haben uns im Stich gelassen und würden uns sterben lassen; wenn euer Gott uns versorgt, so sind wir gern bereit, ihn anzubeten und nach seinen Geboten zu wandeln.“ Bei Leuten, die so vom Hunger getrieben kamen, war oft schwer zu entscheiden, was besser sei, sie auf Probe zu behalten oder mit einem Almosen zu entlassen. Ach wie schwer war doch das letztere, wenn man wußte, sie erliegen vielleicht bald darauf ihrem Elend! Alle sich Meldenden dazubehalten aber war unmöglich, denn woher dazu die Mittel nehmen? Auf der Einen Station Bettigeri hatten bis Anfang Juli schon 300 Leute Aufnahme gefunden; hätte man Alle, die kamen, behalten, so wären es ihrer über 1000 gewesen. Als Bedingung ihrer Aufnahme wurde Allen mitgetheilt, sie werden bei den Missionaren allerdings Obdach und, so lange die Hungersnoth währe, Beschäftigung finden, dagegen werde ihnen (Krankheitsfälle ausgenommen) nur gegen Arbeit Unterstützung zu Theil, auch müssen sie, sobald wieder bessere Zeiten kommen, selbständig für ihr Durchkommen sorgen; sodann haben sie allem Götzendienst, allen heidnischen Sitten und Lastern zu entsagen und regelmäßig dem täglichen Unterricht beizuwohnen.

Nun gab's auf allen Stationen natürlich die Hände voll zu thun, denn auch Kinder wurden ihnen nach und nach so viele übergeben, daß die beiden Anstalten in Hubli und Bettigeri nicht mehr ausreichten und zwei neue eröffnet werden mußten. Daß der Herr aber nicht nur im Sturmesbrausen seiner Gerichte, sondern auch mit dem sanften Säuseln seiner Gnade in Südmahratta einkehrte, war besonders darin fühlbar, daß sich nicht nur hungrige, sondern auch wohlhabende Leute zur Taufe meldeten, die durch ihren Uebertritt keinen äußern Gewinn, sondern eher Verlust und Trübsal zu erwarten hatten, und daß unter den Neubekehrten Leute waren, die durch das Feuer der ersten Liebe, in dem sie standen, recht dazu angethan schienen, ein Salz für die alten Gemeinden zu werden. Die Gemeinde zu Dharwar hatte sich zu Anfang des Jahrs 1878 verdoppelt; in Hubli waren 50, in Bettigeri 84 Heiden getauft worden, und über 400 Taufbewerber standen auf diesen drei Stationen noch im Vorbereitungsunterricht, während in Guledgudd die Zahl der Katechumenen

sich auf 647 belief. Damit ist die Mission in Südmahratta in ein Stadium eingetreten, das zu neuen Hoffnungen berechtigt, aber auch neue Anstrengungen fordert.

Ausschließlich von Basler Missionaren wird auch die Landschaft Kurg und die Küstenprovinz Nord- und Süd-Kanara bedient. In Kurg zählen die Stationen Merkara und Anandapur etwa 150 Christen; in Honor, der einzigen Station in Nordkanara, muß bis jetzt noch ganz auf Hoffnung gesäet werden. Auch in der Brahmanenstadt Udapi, der nördlichsten Station Südkanaras, so wie im 6 Stunden südlicheren Mulki hat's lange, heiße Arbeit gekostet, bis der ausgestreute Same zu grünen und zu reifen begann, endlich aber ist diese ersehnte Zeit doch gekommen. Weniger in Udapi und Mulki selber, als in den nahen Dörfern mehrten sich zu Ende des Jahrs 1869 die Uebertritte zum Christenthum plötzlich in überraschender Weise. Fleißige und an harte Arbeit gewöhnte Bauern, theilweise in drückender Abhängigkeit von ihren Pachtherrn, und bisher dem Dämonendienst ergeben, machten sich familienweise auf, dieser Religion der Furcht zu entsagen und suchten nun bei Jesus Ruhe. Sie hatten vielfache Verfolgungen zu erfahren, nicht bloß von Heiden, sondern auch von Katholiken. Einigen wurde der Pacht aufgekündigt; andern Vieh auf ihre Felder getrieben oder hieng man ihnen kleine Processe an, die von einheimischen Richtern gegen sie entschieden wurden. Traten aber auch da und dort Etliche eingeschüchtert zurück, so kamen anderswoher Neue, die entschlossen waren, sich rückhaltslos dem allein wahren Gott zuzuwenden. Hier wurden 35, dort 70, im September 1875 gar 80 Seelen zumal getauft. Welch' ein Anblick, durch das lachende Grün der üppigen Flur auf den schmalen Dämmen und Pfaden zwischen den Reisfeldern sich in langen Reihen die Schaar dieser Täuflinge hinwinden zu sehen — ein Erntefegen zum Preis des Herrn! Am 6. Januar 1876 wurde in Udapi das erste Missionsfest gefeiert, zu dem sich über 700 Tulu-Christen versammelten. Reden europäischer Missionare und eingeborner Prediger wechselten mit dem Gesang von Liederversen, und zum Schluß wurde die im Freien gelagerte Festversammlung noch mit einem kleinen Mahle bewirthet. Alle hatten den Eindruck, der Herr habe seinen Segen zu diesem Zusammensein gegeben, und als man sich trennte, wollte das Abschiednehmen fast nicht enden.

Zum Zeichen aber, daß die Festung noch nicht eingenommen ist und wohl noch mancher heiße Kampf bevorsteht ehe sie fällt,

entfaltete wenige Tage darauf das Heidenthum seinen Glanz in dieser Götzen- und Priesterstadt. Am 10. Januar nämlich wurde der alle zwei Jahre wiederkehrende Regierungswechsel des dortigen Oberpriesters oder Swami gefeiert. Waren auf dem friedlichen Missionshügel Hunderte von Christen zusammengekommen, so zählten die heidnischen Festbesucher in der Stadt nach Zehntausenden. Glänzende Umzüge mit Elephanten und prächtigen Palankinen, vergoldeten Schirmen und zahllosen Fahnen fanden statt, und bei Nacht war der Spiele, des Lärmens, des Schießens und der Feuerwerke kein Ende. Dennoch scheint die alte Herrlichkeit allmählich zu sinken; die Oberpriester processiren mit einander in ärgerlichen Angelegenheiten vor der Regierung und man hörte die Klage, die Festbesuche bekommen keine rechte Art mehr. Der Oberpriester selbst machte die Bemerkung, das komme von den Padres her, die in so großen Haufen auftreten und predigen. Vor 20 Jahren noch war einer der Basler Brüder allein zur Predigt nach Udapi gezogen und hatte mit blutigem Kopf heimkehren müssen; dießmal stellten sich 18 europäische und eingeborne Prediger mit dem Gesangchor der Mittelschüler dort ein und konnten Haufen von Heiden den Namen Jesu verkünden. Das Feld muß doch Er behalten.

Daß indeß an diesen Gestaden die letzte Stunde des Heidenthums noch lange nicht geschlagen hat, gewahrst du gleich beim ersten Gang durch die Stadt auch im 6 Stunden südlich von Mulki gelegenen lieblichen Mangalur, dem Anfangspunkt und jetzigen Hauptquartier der Basler Mission. Hier siehst du in den Straßen einen Durga-, dort einen Siwa- oder Ganesa-Tempel, wieder an einer andern Stelle ein Heiligthum des Rama; auch kleine Bhutatempel fehlen nicht, und eine altersgraue Moschee verkündet, daß die Jünger des falschen Propheten sich gleichfalls hier eingenistet haben. Und dann der ohrbetäubende Lärm! Die Hindufeste, an denen das sinnliche Volk seine Freude findet, sind ja ohne Ende, besonders an Orten wie Mangalur, wo so viele Kasten, Sekten und Landsmannschaften zusammengedrängt sind.

Gar still und friedlich, als ob hier oben immer Sonntag wäre, erhebt sich aber der reizende Balmatta-Hügel, auf dem das Basler Missionsgehöfte steht, über Land und Meer. Der Lärm der heidnischen Trommel dringt nicht dort hinauf, nur Krähen mischen zur Mittagszeit ihre kreischenden und doch auch traulichen Stimmen in die Gespräche der in der kühlen Veranda ihre Mahlzeit haltenden Geschwister. Die Aussicht von diesem Hügel aus ist herrlich. An seinem Fuße liegt nach Mittag zu ein dunkelgrüner Palmenwald

und darüber hinaus das blaue Meer mit seinen stets wehenden Farben. Aus dem ersteren blickt hie und da eine freundliche Wohnung heraus, auf dem letzten fliegt dann und wann ein schwellendes Segelschiff vorüber. Einst rauschte dieser Hügel vom Getümmel des Kriegs, denn hier hatte zu seiner Zeit Heider Ali sein Lager. Jetzt handhabt man da die geräuschlosen Waffen des Evangeliums und die Künste des Friedens in einem Seminar zur Heranbildung eingeborner Prediger, einer Missionsweberei und einer Buchdruckerei. (S. Abb.) In dem Seminar sind Jünglinge und junge Männer aus dem gesammten indischen Missionsgebiet der Basler Gesellschaft vereinigt, um —

Balmatta.

nachdem sie zuvor in den Distriktsmittelschulen eine 4jährige Vorbereitung erhalten haben — einen abermals 4 Jahre dauernden Unterrichtskursus zu durchlaufen und wenn sie sich tüchtig erweisen, nach längerer Probezeit als „Diakone“ oder „Pastoren“ an kleineren, oder als Gehilfen des europäischen Missionars an größeren Gemeinden angestellt zu werden. Die Missionsweberei beschäftigt in ihrem für 40 europäische Stühle eingerichteten Webersaal über 80 Personen aus der Gemeinde — Männer und Frauen — meist arme Leute, die hier guten Verdienst finden, fleißig und pünktlich arbeiten lernen und unter der unmittelbaren Aufsicht eines christlichen Meisters stehen.

In der Druckerei sind gegen 40 Männer und Jünglinge in voller Thätigkeit. Was die Setzer in Kanaresisch, Tulu, Malajalam und Englisch gesetzt haben, wird auf 3 Pressen schön gedruckt und von einem eingebornen Buchbindermeister in seiner eignen Werkstatt mit etwa 20 Gesellen und Lehrlingen gebunden. Die Typen aber liefert die an die Druckerei anstoßende Schriftgießerei.

Doch du fragst, wo denn der wichtigste Theil einer Missionsniederlassung — die Gemeinde — sei? Am schnellsten hätten wir dieselbe überblickt, wenn wir sie in ihrer „Friedenskirche“ auf der Westseite des Balmatta-Hügels versammelt fänden. Hoch über den katholischen Kirchen und Götzentempeln schaut da das schöne Gotteshaus weit ins Land hinaus. Noch wird es nicht voll, wenn sich auch die über 1100 Glieder zählende Gemeinde vollständig darin versammeln würde, denn es ist in der Hoffnung auf immer weiteren Zuwachs gebaut. Wollen wir diese Christenfamilien in ihren Wohnungen aufsuchen, so finden wir sie theilweise ganz in der Nähe in zwei kleinen Kolonien angesiedelt, theilweise aber auch in den verschiedenen Theilen der weit ausgebreiteten Stadt zerstreut. So recht in der Mitte dieser letzteren liegt auch der Missionsbuchladen, aus dem schon manches Blatt in die Nähe und Ferne gewandert ist, das als ein Samenkorn christlicher Wahrheit in überraschender Weise Frucht gebracht hat. Ganz nahe bei dem Buchladen befindet sich die Missionshandlung, zu dem dreifachen Zweck gegründet, der Missionskasse einige Hilfe zuzuwenden, dem heidnischen betrügerischen Handel einen christlichen ehrlichen gegenüberzustellen und christliche Eingeborne zu gewissenhaften, tüchtigen Kaufleuten heranzubilden. Wie überaus schwierig aber die Aufgabe der Erziehung in diesem Stück ist, zeigen leider immer wieder traurige Beispiele von Betrügereien unter den angestellten Eingebornen. In einiger Entfernung von der Stadt finden wir endlich auch noch eine stattliche Falzziegelei und eine mechanische Werkstätte, beide bestimmt, den eingebornen Christen einen weitern Erwerbszweig zu verschaffen und zugleich zur Herstellung soliderer Missionswohnungen zu verhelfen; die Falzziegelei wirft überdieß einen nicht unbedeutenden Nutzen für die Missionskasse ab.

Daß zur Leitung eines so vielgegliederten Werkes eine größere Anzahl von Arbeitern in Mangalur versammelt sein muß, liegt auf der Hand, und eine der lieblichsten Seiten des dortigen Lebens ist eben dieses einträchtige Zusammenwirken von etwa 14 Missionaren und mindestens halb so viel Missionsfrauen, so daß, wer je einmal

daran Theil genommen hat, nur ungern wieder davon scheidet. Sollte aber da und dort ein Missionsfreund hier zu Lande denken, die Missionare auf dem schönen Balmattahügel und mehr noch ihre Frauen, denen so manche häusliche Arbeit der Heimat erspart bleibe, haben's fast gar zu gut, so fehlen doch schon im äußern Leben auch die Schattenseiten nicht. Wahr ist's, eine indische Missionsfrau muß sich nicht wie eine deutsche Hausfrau mit der Besorgung der Küche plagen, aber wie viel Schaden gilts nicht immer abzuwenden, mit dem eine Unzahl von Insekten Kleider und Speisevorräthe bedroht! Sie hat sich nicht mit der Wäsche zu mühen und keinen Bügeltag zu halten, sondern der Dhobi, der Waschermann, liefert ihr billig und flink jede Woche die schmutzige Wäsche wieder frisch und glatt ins Haus, aber doch hat sie auch ihre liebe Noth mit dem Mann. Er nimmt die leichteren Sachen, in ein Leintuch gepackt, auf seinen Rücken, für größere Lasten hat er seinen Esel. So bringt er die Wäsche an ein stehendes Wasser, wo schon ein ordentlich abgeriebener Stein parat steht, taucht Stück um Stück ins Wasser und schlägt's auf den Stein, reibt es wohl auch mit einem andern Stein bis alles schön weiß ist. An der heißen Sonne trocknet es dann rasch und mit dem Stärken und Bügeln kommt er auch schnell zu Stande. Wenn dann aber die Wäsche zurückkommt, fehlt manchmal etwas und er verspricht, es das nächste Mal zu bringen; inzwischen hat er es vielleicht an eine Portugiesin ausgeliehen. Was er gebracht hat, ist wohl schön zusammengelegt, nur offenbaren sich bei genauer Untersuchung da und dort kleine und große Risse, die Knöpfe sind zersprungen und die Farben der Kleider gewaltig gebleicht. Die Strümpfe und Socken wollen sich auch nicht recht zusammenfinden; dieß und das sieht fremdartig aus, an den Hemden besonders setzen sich gar bald Fransen an. Man sagt den Dhobis nach, sie seien den europäischen Kleidungsstücken besonders gefährlich. Der Schneider des Hauses soll ihnen ein Trinkgeld geben, und dann schwingen sie die neuen Stücke mit besondrer Gewalt über den Kopf und schlagen sie so kräftig auf den Stein, als ob entweder dieser oder das Zeug in Stücke gehen sollte. (S. 92) Gewiß ist, daß Linnen auf diese Weise nicht gewaschen werden darf; baumwollene Zeuge ertragen sie noch eher, doch muß immer viel geflickt und der Abgang durch Neues ersetzt werden. Das sind so einige der kleinen Geduldsübungen des alltäglichen Lebens. Schwerere gibts, wenn gar schnell die frische Kraft der erschlaffenden Wirkung des Klimas

unterliegt und es den größern Theil des Jahres hindurch gilt, sich jeden Morgen mit aller Macht neu aufzuraffen zur Tagesarbeit. Denn auch die Frauen betheiligen sich am Missionsdienst, so weit

Indische Wäsche.

nicht ein eignes Kinderhäuflein ihnen dieß unmöglich macht. Sie helfen an verschiedenen Mädchenschulen mit, besuchen die Weiber der Gemeinde und gehen in Krankheitsfällen den Christenfamilien mit Rath und That an die Hand.*) Und Krankheitsnoth in Gestalt von

*) Siehe den Basler Traktat: Ein Arbeitstag.

Fiebern und bösen Seuchen wie Pocken und Cholera kehrt gar oft im schönen Mangalur ein. Noch tiefer einschneidende Schmerzen und Prüfungen aber sind es für die Missionare, wenn bald in der Gemeinde, bald im Seminar die Entdeckung gemacht wird, daß eine Seele, die dem Reich der Finsterniß entronnen schien, wieder in die alten Betrügereien oder Fleischessünden zurückgesunken ist und auch in weiteren Kreisen nicht nur Lauheit und Schläfrigkeit, sondern der Geist des Murrens, ja der Empörung einreißen will. Da brauchen sie's wohl, daß während sie draußen in der Hitze des Kampfes gegen Satans Macht stehen, der sich seine Beute nicht will entreißen lassen und seine Pfeile auch gegen sie selber schleudert, sich zu Hause betende Hände für sie aufheben und priesterliche Herzen mit ihnen flehen: „Dein Reich komme."

Kein Gast ist aber noch auf Valmatta eingekehrt, ohne sich wohl und heimisch zu fühlen unter den dortigen Missionsgeschwistern und sich des Segens zu freuen, den der Herr auf ihre Arbeit gelegt hat. Und herzlicher Dank gegen Gott ziemt neben treuer Unterstützung des Werks wohl auch den Freunden in der Heimat, wenn sie an das Jahr 1834 zurückdenken, wo die drei ersten Basler Sendboten in Mangalur anlangten, und dann die 20 Hauptstationen mit ihren Schulen und Erziehungsanstalten sammt den vielen Filialen und Außenstationen überschauen, die, aus diesem schwachen Anfang hervorgewachsen, jetzt gleich den Zweigen eines schattenreichen Baumes nach Norden, Osten und Süden ausgespannt sind. Manch edle Kraft ist darüber in ein frühes Grab gesunken und gar mancher Arbeiter, der gern sein ganzes Leben dem indischen Missionsdienst gewidmet hätte, mit gebrochener Gesundheit heimgekehrt; draußen aber sind ihrer etwa 70 beschäftigt, mit Hilfe wackrer eingeborner Mitarbeiter die Seile weiter und weiter zu spannen, innerhalb der über 6000 Seelen zählenden Gemeinden das Schwache zu stärken und wo der alte böse Sauerteig heidnischer Unsitten wieder hervorbrechen will, die nöthige Zucht zu üben. Dabei ist nicht zu vergessen, daß auf jedem Missionsgebiet vielleicht nur der kleinere Theil dessen, was durch Verkündigung des Evangeliums, Schulunterricht und persönlichen Verkehr gewirkt worden ist, in Zahlen gefaßt werden kann. Lernen wir nun aber auch den Südzweig des Basler Missionswerks noch etwas näher kennen.

8. Das Malajalamland.

Malajalam „Bergland" heißt der südlichste Theil der indischen Westküste, der uns bis zum Kap Kumari hinab noch zu durchwandern bleibt, nach den prächtigen Bergen, die in einer Entfernung von 10 — 15 Stunden dem Ufer entlang hinstreichen. Aus diesem Namen Malajalam ist das Wort Malabar entstanden, mit dem man früher die ganze Küste zwischen Indiens Südspitze und Goa zu bezeichnen pflegte, während es jetzt ausschließlich für die unter unmittelbarer britischer Herrschaft stehende 40 Stunden lange Strecke südlich von Kanara gebraucht wird. Landessprache ist das von etwa

Flußscene in Malabar.

3 Millionen gesprochene Malajalam, ein durch Sanskrit vielfach umgebildeter Dialekt des im Osten und Süden hereinreichenden Tamil.

Das palmenbeschattete sandige Ufer ist durch die Mündung reißender Bergströme und gewaltiger Seestürme vielfachem Wechsel unterworfen; mit dem Meer in Verbindung stehende Hinterwasser bilden aber eine natürliche Kanalverbindung, auf der sichs gar angenehm reist. Kaum läßt sich etwas Malerischeres denken, als die windungsreichen, kokosbepflanzten Ufer eines solchen Meerganges im Schein einer indischen Mondnacht.

Folgt man von der flachen Küste einem der vielen durch Krokodile gefährlichen Flüsse (s. Abb.) ein wenig landeinwärts, so entfaltet

sich eine Tropenlandschaft, wie man sie sich in kälteren Himmelsstrichen etwa ausmalt: ein breites, sonniges Thal, der Fluß in viele Arme und Seen zertheilt, dazwischen Inseln und Sandbänke, auf denen Frösche musiciren und buntfarbige Vögel glänzen und zwitschern.

Terassenförmig angebaut und so gleichsam große hängende Gärten bildend, steigen nun sanfte Hügel an. Hier wohnt der angesehenere Theil der Bevölkerung hinter hohen Wällen und lebendigen Hecken aus Milchpflanzen in den ererbten Baumgütern oder Parambus, während ganz dicht am Meeresufer armselige Fischerhütten unter Kokosgruppen und Hainen versteckt liegen. Neben der majestätisch anmuthigen Kokospalme erhebt sich die schmächtige, rohrschlanke Areka mit der den Eingeborenen so unentbehrlich gewordenen Betelnuß und der hochstämmige, umfangreiche Tschakkabaum mit seinen riesigen, schwammartig aus dem Stamm hervorwachsenden Brotfrüchten. An den leichteren Zimmerhölzern dagegen rankt sich die epheuartige dunkelblättrige Pfefferrebe empor, denn hier endlich sind wir in dem Lande angelangt, „wo der Pfeffer wächst." Dazu kommen Bananen aller Art mit gewaltigem Blätterwerk von dem schönsten Hellgrün und die Betelpfefferrebe, deren Blatt von den Eingeborenen mit der Arekanuß leidenschaftlich gekaut wird; hie und da schießt auch ein Bambusstrauch seine geringelten armstarken Schäfte in die Höhe. Vor den Tempeln prangt der heilige Feigenbaum mit seinen fast unaufhörlich lispelnden Blättern, und über die Landstraße breitet die riesige Baniane ihre schattigen Aeste. Noch tiefer landeinwärts treiben Affenschaaren ihr neckisches Spiel auf den Gipfeln der Waldbäume, und während man auf der Höhe der vorgeschobenen Hügel fast nur verbranntes Gras antrifft, sind die Ghats selbst bis auf den Scheitel hinauf mit den herrlichsten Tekbäumen, die das unverwüstliche Schiffsbauholz liefern, überwaldet.

Doch ist nicht alles so schön, wie es nach dem Vorhergehenden scheinen könnte. Nicht nur ist Malabar, die Heimat der furchtbaren Pockenkrankheit, auch in andrer Weise liegt über dem bunten Glanz des Naturlebens eine düstre Hülle, die dem, der nach wahrhaftigem Geistesleben und nach Liebe zu Gott und Menschen sucht, oft alles zu umnachten droht. Die geistige Atmosphäre ist durch all den Sumpf von Sünde und Greuel, den das Heidenthum mit sich bringt, eine so dumpfe und lähmende, daß es einem schwerer fallen will als zu Hause, die Nähe dessen zu empfinden, der heilig, rein, unbefleckt und höher denn der Himmel ist.

In keinem andern südindischen Lande haben die Brahmanen sich mit einem solchen Nimbus zu umgeben und dabei sich die schweren Pflichten ihres Standes so zu erleichtern gewußt wie in dem Kokospalmenlande „Kerala“, wie in Indien selbst Malabar im weiteren Sinn heißt.

Auch wenn sie der Welt entsagen (s. Abb.) und Sanjasi werden, begnügen sie sich nicht wie auswärts mit einem Bettelleben, dem nur Stock, Trinkgefäße und ein ockergelbes Kleid vergönnt sind, sondern wenn Kerala-Sanjasis die Brahmanenschnur, Kaste und Haarlocke aufgegeben haben, leben sie in Klöstern zusammen wie Könige. Stirbt einer, so begräbt man ihn innerhalb der Mauern und das Grab, mit Salz und Erde aufgefüllt und mit Steinen überbaut, wird durch aufgestelltes Licht wie ein Götterplatz geehrt. Will aber der junge Brahmane heirathen, so verfügt das Gesetz, daß nur der älteste Sohn, oder im Fall einer kinderlosen Ehe der nächste Verwandte dieß thue, damit das Familiengut nicht zersplittert werde. Er wählt dann eine Brahmanenjungfrau, die nach strenger nordindischer Sitte außer ihrem Gatten keinem Mann zu Gesicht kommen sollte, aber doch, von einer Dienerin begleitet, mit einem das Gesicht bergenden Schirm ausgehen darf. Die meisten Brahmanentöchter bleiben in Folge des die Brahmanenehen beschränkenden Gesetzes ihr Leben lang unverheirathet; den brahmanischen Junggesellen dagegen stehen alle Thüren der Landbesitzer zur Wollust offen, wodurch das Familienleben gerade der angesehenen Volksklassen aufs Tiefste zerrüttet wird.

Ein Heiliger in Travankor.

Die Sudras oder Landbesitzer sind hier gewissermaßen die Stellvertreter der Kschatrijas, heißen deßhalb Najer (Edle) und erinnerten

früher durch ihre kriegerische Erziehung, ihre athletischen Gestalten und ihr feines Benehmen einigermaßen an mittelalterlich-ritterliches Wesen. Vom siebten Jahre an pflegte man den jungen Najer in die Ring- und Fechtschule zu schicken, um vom Paniker, dem hochverehrten Waffenmeister, mit Oel eingerieben und an allen Gliedern bearbeitet zu werden. Hatte er die 18 Waffenübungen mit Schild und Schwert erlernt, so stellte er sich dem Lehensherrn vor und bat ihn um ein Geschenk. Der gürtete ihm das Schwert um, umarmte ihn und sprach: „Schütze Brahmanen und Kühe!“ Nun war er gebunden, dem Aufgebot seines Lehensherrn Folge zu leisten. Er zog in den Krieg fast nackt, warf den Speer vorwärts und rückwärts weithin, schoß Pfeil auf Pfeil mit solcher Sicherheit, daß er wohl mit dem zweiten den Schaft des ersten spaltete und focht in der Nähe mit dem scheidelosen zweischneidigen Schwert. Seine außerordentliche Gelenkigkeit machte ihn zum furchtbaren Gegner im Wald- und Heckengefecht. Gehörte er aber gar zu den Todesgeweihten, so focht er wohl gegen Hundert ganz allein. Dafür genoß dann aber auch der Najer das Vorrecht, daß er nie ins Gefängniß gesetzt werden durfte. Von unerwiesenen Anklagen mochte er sich durch das Tragen von glühenden Eisen, durch Eintauchen der Hand in siedendes Oel oder durch Schwimmen über einen Alligatorteich unter den Gebeten der Brahmanen reinigen. War aber die Anklage erwiesen, so durften ihn dazu ausgesandte Najer, wo sie ihn fanden, erschlagen, nur mußten sie das Palmblatt, darauf des Königs Befehl geschrieben stand, auf den Leichnam legen. Allein seit der Friede den Waffenübungen ein Ende gemacht hat, ist der kriegerische Sinn je länger je mehr gewichen; die feinen Manieren gehen in fleischlichem Wohlleben, namentlich im Trunk immer mehr unter, und obschon den Meisten die Gelegenheit Lesen und Schreiben zu lernen geboten ist, sind doch gelehrte Leute gegenwärtig eine ziemliche Seltenheit unter ihnen.

An Knabenschulen ist in Malabar zwar kein Mangel, allein es wird darin so derbe Zucht geübt, daß auch die süßesten Schmeichelworte der zärtlichen Mutter oft nicht vermögen das Söhnlein zum Ausharren in der edlen Kunst des Lernens zu bewegen. Das Schullokal ist von der einfachsten Art: vier Pfosten und ein Blätterdach darüber; im Nothfall thut's auch irgend eine Veranda, d. h. ein gegen die Straße offenes Vordach am Hause. Die Stelle von Tischen und Bänken vertritt der sandbestreute Boden, auf dem Lehrer und Schüler herum kauern. (S. 98.)

Zuerst schreibt man da jeden Buchstaben in den Sand und wiederholt die gelernten Tag für Tag; dann folgt die Schiefertafel oder auch ein schwarz lakirtes Brett, auf das mit Kreide geschrieben wird,

Eine indische Schule.

was auswendig zu lernen ist; die höchste Stufe ist, mit dem Eisengriffel auf Palmblätter zu schreiben. Dazu kommt das Rechnen und das Wichtigste vom Kalender, die guten und die bösen Tage, die

hohen Feste und dergleichen mehr. Eine wichtige Rolle spielen dabei 5 — 6 spanische Rohre von verschiedener Größe, damit der Lehrer ohne aufzustehen nahe wie entfernt sitzenden Schülern eines aufmessen kann. Und wäre dieß nur die einzige Strafart! Aber die verkrachten Stellungen, in denen die Faullenzer ausharren müssen, sind ohne Zahl, denn der Lehrer erschöpft sich in immer neuen Erfindungen. Nach und nach wird das jedoch anders, denn die christlichen Schulen haben zur Genüge gezeigt, wie man ohne viel Strafen und Lärm der Hindu-Jugend etwas Tüchtiges beibringen kann. Aufgeweckteres, gelehrigere und zugleich ehrerbietigere Schüler als diese indischen Jungen kann man sich überhaupt kaum wünschen.

Das Familiengut gehört der Mutter oder der ältesten Schwester, welche den Haushalt führt. Das Mädchen bleibt mit ihren Brüdern im mütterlichen Hause wohnen, der Onkel aber betrachtet es als seine Pflicht, sich nach einer möglichst hohen Verbindung für sie umzuschauen. Sie erhält nun, wenn Alles nach Wunsch geht, von jungen Brahmanen oder Najern Besuche; doch dauert die Verbindung nur so lange fort, als es beiden Theilen gefällt. So sehen denn die Kinder den Bruder ihrer Mutter als den Führer ihrer Jugend und ihren Versorger an; der Vater darf ihnen nur bewegliches Eigenthum schenken; alles Ererbte gehört den Kindern der Schwester. Wie viel unerquickliche Familienverwicklungen aber dieses mit der Vielmännerei Hand in Hand gehende Neffen-Erbrecht mit sich bringt, ist nicht zu sagen.

Der zwischen Brahmanensöhnen und Najertöchtern bestehenden Verbindungen wegen dürfen die Ersteren in Sudra-Häusern eingemachte Früchte und verschiedenes Backwerk genießen, auch Wasser aus metallenen Gefässen trinken; nur ein eigentliches Mahl von Reis dort einzunehmen, ist ihnen nicht erlaubt. Sonst aber ist die Kluft der Kastenordnung nirgends größer als in Malabar. Die geringeren Anhängsel der Najer sind die Wäscher, Barbiere, Töpfer, Maurer und Oelpresser; auf sie folgen die Kaufleute, die merkwürdiger Weise sämmtlich ausländischen Ursprungs zu sein scheinen, und denen auch die vier „Rundhutklassen" der Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer beigeordnet sind.

An der Spitze der niederen Kasten, bei denen zu der Verunreinigung durch wirkliche Berührung die Verunreinigung durch die bloße Atmosphäre tritt, stehen die Weber, dann folgen die Tier oder Palmbauern, die Mugajer oder Flußfischer, die Mukuwer

oder Seefischer und die verschiedenen Gewerbe, denen der Glaube, daß über ihnen fast zauberartige Kräfte walten, trotz ihrer Niedrigkeit ein gewisses Ansehen verschafft hat. Die untersten Kasten bilden die freien Gebirgs- und Waldbewohner, welche vom Brahmanismus unberührt ihre alte Stammverfassung auf dem alten Boden behalten haben. Dem Hindu der Ebene sind sie durch die Macht des Zaubers fürchterlich, mittelst dessen sie sich gegen alle Ungunst der Elemente und die Thiere des Waldes zu erhalten vermögen. Viele dieser Stämme sind nur dem Namen nach bekannt; mit andern gibt es Berührungen durch den Handel mit Honig und sonstigen Walderzeugnissen. Endlich kommen noch die Kasten der Leibeigenen, deren Hauptstock die meistentheils in den sumpfigen Reisfeldern ihrer Herren wohnenden Pulajer bilden. Die Letzten der Letzten sind die im Waldesdickicht so ziemlich wie das Vieh lebenden Najadis. Ihre Gegenwart verunreinigt schon auf eine Entfernung von 72 Schritt, weßhalb sie sich, wenn sie sich aus ihrer Wildniß herauswagen und der Landstraße nahen, durch eine Art Geheul bemerklich machen.

Mehrere eigenthümliche Stämme bewohnen den sich hinter der englischen Küstenprovinz Malabar erhebenden herrlichen Gebirgsknoten der Nilagiri oder blauen Berge, in denen die beiden Reihen der Ghats zusammenlaufen, ehe sie schroff in jenen merkwürdigen Spalt abfallen, durch den nun eine die Ost- und Westküste verbindende Eisenbahn führt. Nördlich lehnt diese schöne Berginsel sich an das Tafelland von Maisur an, im Süden dehnt sich zwischen ihr und den Anamalai-Bergen die schöne Ebene von Koimbatur aus. Gigantische Wälder und Sumpfwildnisse umziehen den Fuß und die ersten Vorhöhen des Gebirgs, oben aber entfaltet sich ein Bergpanorama von unvergleichlicher Erhabenheit und die reine Luft bringt kranken Europäern eine Erquickung, die sie sonst nur in der Heimat finden könnten. Obgleich dieses Bergland schon seit 1799 im Besitz der Engländer ist, blieb es doch diesen selbst 20 Jahre lang unbekannt, weil der verderbliche Kranz der Fieberregion von dem Zutritt abschreckte. Erst 1820 bereiste der Oberbeamte Sullivan den Distrikt und gründete dort die 7000′ über dem Meeresspiegel gelegene Gesundheitsstation Ottakamand. Aehnliche Stationen wurden Kotargiri am östlichen Abhang, und Kunnur am Paß nach Koimbatur. Reisende und Naturforscher kamen jetzt in Menge; die Pässe wurden von Seiten der Regierung durch prächtige Heerstraßen eröffnet, und immer mehr siedelten sich Engländer an, die sich glänzend einrichteten.

Als die eigentlichen Herren der Wälder und Weiden aber betrachten sich die schön gebauten, trägen Todahirten, denen als den anerkannten Besitzern des Bodens auch die übrigen Bergstämme einen gewissen Tribut zahlen. Sie wohnen in kleinen, finstern, rauchigen Hütten, in welche man nur kriechend eindringen kann. Drei oder vier solcher Hütten, etwa mit einem Stall für die Büffel und einem etwas seitwärts gebauten Tempel, in welchen nur der Priester Zutritt hat, um vor einer als Gottheit verehrten Schelle die heilige Büffelmilch auszugießen, bilden ein Mand oder Dorf. Durch Vielmännerei und Unsittlichkeit verringert sich die Zahl dieses nur noch nach Hunderten zählenden Völkleins indeß beständig, so daß sein völliges Aussterben zu befürchten ist. Den Todas nahe verwandt sind die schmutzigen, aaßessenden Kotas, in deren Händen sich aber trotz ihrer zum Sprichwort gewordenen Unreinlichkeit die ganze Industrie der Berge befindet. — Das verkommenste, elendeste Geschlecht auf den Nilagiris sind die kleinen, schwarzbraunen, dickleibigen Kurumbas, wahre Wilde, von den andern Stämmen gehaßt und als gefährliche Zauberer gefürchtet. Ihre Dörfer liegen mitten im Fieberklima an Schluchten und Thälern. — Weitaus der zahlreichste und bedeutendste Stamm auf diesen Bergen ist der der Badagas, wie ihr Name sagt „Leute des Nordens," die vermuthlich erst vor 300 Jahren aus Maisur hierher gezogen sind. Sie zählen etwa 15000 Seelen und bewohnen etwa 300 Dörfer. Unter ihren religiösen Gebräuchen sind besonders ihre Leichenfeierlichkeiten merkwürdig. Es wird dabei unmittelbar vor dem Begräbniß oder der Verbrennung der Leiche ein Gebet gesprochen, welches ein weitläufiges Bekenntniß der Sünden des Verstorbenen und die Bitte enthält, der höchste Gott wolle diese tausend und aber tausend Sünden auf ein dazu auserlesenes Kalb übertragen, und in Folge dieser Vergebung dem Verstorbenen einen ungehinderten Eingang in den Himmel gewähren; diese Leichenfeier wiederholt sich noch eine Reihe von Jahren.

Aber es ist Zeit, daß wir von den Bergen zur städtebekränzten Küste zurückkehren, in deren Besitz sich die Engländer mit den einheimischen Radschas von Trawankor und Kotschin theilen. Von Nord nach Süd folgen sich hier Kannanur, die wichtigste englische Militärstation in Malabar, das französische Mahe, Tschombala, der britische Regierungssitz Kalikut, dann Bepur, Kodakal, Kunankulam, Kodangulur, Kotschin (die jetzt den Engländern

gehörige einstige Hauptstadt des noch unabhängigen gleichnamigen Fürstenthums), Kottajam, Mawelikara, Kollam und endlich Triwandram, die Hauptstadt Travankors. Neben Indoportugiesen, Indobriten, Franzosen und Juden fallen uns namentlich in der heutigen Provinz Malabar, an deren Gestaden die Portugiesen vor bald 400 Jahren ihre ersten indischen Helden- und Greuelthaten verübten, unter den fremdländischen Elementen die Nachkommen arabischer Handelskolonisten und eingeborner Weiber auf. Mapilla „Mutterssöhne" heißen diese an ihre fanatischen Gesichtern leicht erkennbaren Moslemen, in denen die Europäer von jeher ihre eifersüchtigsten und bittersten Gegner fanden. Sie sind wohl 500,000 Seelen stark, und ihre Zahl mehrt sich noch immer, da, wer irgendwie seine Kaste verliert, bei ihnen Aufnahme sucht und findet und der von ihnen betriebene Handel reichlich lohnt.

Dieß ist die buntgemischte Bevölkerung, mit der die Mission es im Malajalamlande zu thun hat. Drei Gesellschaften theilen sich in dieses Arbeitsfeld. Im Norden finden wir ausschließlich Basler, in der Mitte englisch-kirchliche, und im Süden Londoner Missionare. Obgleich die Basler die Letzten auf dem Plan waren, beginnen wir der geographischen Reihenfolge nach doch mit ihrem Gebiet.

Herbeigerufen wurden sie aus Mangalur von einem wohlwollenden englischen Beamten, der 1839 Indien Krankheitshalber verlassen mußte und der Basler Mission sein auf dem schönen Nettur-Hügel bei Talatscheri gelegenes Haus unter der Bedingung anbot, daß sie daselbst einen Missionsposten errichte, worauf sie natürlich dankbar einging. Schon im J. 1841 senkte sich von Talatscheri dann ein Zweig nach Kannanur hinüber, und das Jahr darauf zog, von dem menschenfreundlichen Collektor Conolly eingeladen, auch im altberühmten Kalikut ein Basler Missionar ein. Diesen drei Stationen folgte 1849 Tschombala, dann Kodakal und zwanzig Stunden östlich von Kodakal im Innern des Landes Palghat. Auf der Berginsel der Nilagiri endlich erstanden, gleichfalls in Folge der Einladung und Gaben eines englischen Missionsfreundes die Stationen Keti und Kotargiri, ersteres zugleich eine Gesundheitsstation für invalide Missionare.

Keine von allen diesen Stationen ist ein so weithin strahlendes Licht geworden, wie es eine Reihe von Jahren hindurch Kannanur war, keiner von allen Basler Missionaren ist ein in Indien so bekannter Name geworden wie ihr Gründer, Samuel Hebich. (S. 103.)

Einer der drei ersten Basler Sendboten, die sich 1834 in Mangalur niederließen, vertauschte Hebich dort bald die vielfältigen Sprachstudien mit der Predigt des Worts. Es war ihm genug, wenn er das Nöthigste, das einzig Nothwendige sagen konnte, und diese Eine köstliche Perle wieder und wieder jedem anzupreisen, der ihm in den Weg kam, ist er nie müde geworden. Sein mit steter Heiterkeit verbundener Ernst, seine herzliche Liebe, die sich nie lange besann, wo es zu helfen galt, so daß er gelegentlich selbst einem Ertrinkenden in den Brunnen nachspringen konnte, machten tiefen Eindruck auf Schwarze und Weiße. Und so war es ihm beschеert, in Kannanur, wo er bis 1859 wirkte, aus englischen Offizieren und Soldaten, aus landläufigen Tamildienern und Armeeanhängseln, aus Portugiesen und Mischlingen, wie aus ansäßigen malajalischen Palmbauern und Sklaven eine bedeutende Gemeinde zu sammeln, die aber freilich, wie es die Art dieser Station mit sich brachte, in beständigem Wechsel ab- und zunahm. Kein Regiment verweilte seine drei Jahre in Kannanur, ohne daß Hebich wenigstens Eine Seele für den Dienst seines Meisters daraus geworben hätte. In einigen fand er großen Anklang; eines ist im Scherz sogar sein Leibregiment genannt worden, weil fast alle Offiziere desselben durch ihn zum Herrn geführt wurden.

Samuel Hebich.

Ein etwa zehnjähriger Bestand war diesem Regimentskirchlein beschieden, dann befanden sich die Glieder desselben, so viele noch lebten, weit zerstreut in allerlei Ländern, die edelsten aber hatten ihren Lauf vollendet, nachdem sie auf verschiedenen Posten den Namen Jesu verherrlicht hatten. Es ist das ein neuer Beweis von dem Segen, der von der Mission auch der europäischen Gesellschaft in Indien schon zugeflossen ist. Andrerseits aber ist nicht zu leugnen, daß über Hebichs Arbeit unter den Engländern, die wichtigere Seite seines Berufs, die Erbauung und Ausbreitung der eingebornen Kirche zu Zeiten etwas litt. So mannhaft zeugte indeß der durch und

durch originelle Mann zuweilen unter wirklicher Lebensgefahr auf den Götzenfesten der Umgegend, daß die heidnischen Volksmassen schließlich ihre Freude an ihm hatten und ihr Fest für mangelhaft galt, wenn Hebich dabei fehlte. In seiner 25jährigen Wirksamkeit als Vorkämpfer und Senior der Basler Mission auf der Westküste Indiens hat er dieser den Stempel aufgedrückt: Nichts höheres zu wissen, als Jesum den Gekreuzigten und Auferstandenen.

Von der heutigen Gesammtzahl der indischen Gemeindeglieder der Basler Mission kommen gegen 2150 auf Malabar. Manch auserwähltes Gotteskind ist aus ihrer Mitte schon eingegangen ins obere Vaterhaus und manche treuen Jünger und Jüngerinnen wandeln und wirken als ein Segen ihrer Umgebung noch hienieden, aber diese auserwählten Seelen bilden wie allenthalben, so auch hier die Minderheit.*) So schwach, so schläfrig, so arm an Leben jedoch die eingebornen Gemeinden als Ganzes oft scheinen mögen — Eines unterscheidet sie doch von ihrer heidnischen Umgebung: sie haben erkannt die unaussprechliche Liebe, womit der Vater sie geliebt hat, indem Er ihnen seinen eingebornen Sohn gab und machen erste Versuche, Ihn wieder zu lieben und Ihm nach auch die Brüder. Erkrankt ein Heide an den Pocken, so bringt man ihn in eine einsam stehende Hütte hinaus und überläßt ihn da seinem Schicksal; sinkt einer von der Cholera ergriffen am Wege nieder, so eilen seine Begleiter, ihr eignes Leben zu retten, ohne dem Sterbenden noch einen letzten Labetrunk zu reichen. Bei den Christen dagegen zeigt sich Theilnahme und Liebe. Tritt auch das eigne Ich bei ihnen oft noch in erschreckender Weise zu Tag, so fühlen sie doch, daß sie zusammengehören.

Fast ein Vierteljahrhundert älter als die Basler Mission in Malabar ist die englisch-kirchliche in Nord-Travankor und dem kleinen einheimischen Fürstenthum Kotschin. Der Anknüpfungspunkt für sie wurden die seit anderthalb Jahrtausenden dort einheimischen Christen, deren Bekanntschaft zu Anfang unsres Jahrhunderts die liebende, ja begeisterte Theilnahme des frommen Kaplans Buchanan von Kalkutta erregte. Von den Portugiesen als Ketzer behandelt, hatten sich etwa 150,000 dieser sogenannten „syrischen Christen"

*) Siehe die Basler Traktate: Der Elephantenführer Gowinda. — Philipp Tschandran und sein Vaterhaus. — Der indische Fürstensohn Jakob Ramawarma. — Leichte und schwere Garben vom Missionsfeld und Missionar Hebichs größere Biographie.

(Surianis) durch Waffengewalt, Inquisition und Ränke zur Unterwerfung unter den Papst bewegen lassen, so daß von 1599 an Kodangulur der Sitz eines römischen Erzbischofs wurde. Als die Holländer kamen, erhoben die Surianis sich gegen die Jesuiten, doch gelang es Carmeliter-Missionaren, die Mehrzahl wieder mit einer gemäßigten Herrschaft Roms zu versöhnen. Die kleinere Zahl von Gemeinden suchte und erhielt Bischöfe aus Syrien. Diese von Rom unabhängig gebliebenen Landeschriften fand Buchanan etwa noch 150,000 Seelen stark in 150 Dörfern zerstreut. Ihre Geistlichen, Kattaner (Herren) genannt, waren sehr ungebildet, die Gemeinden verkommen, die Schulen im Verfall. Von Predigen unter den Heiden war bei ihnen schon längst keine Rede mehr. Wenn ein Brahmane oder Najer seine Kaste verlor, nahmen die Surianis ihn wohl gern in die ihrige auf, mit den niedern Kasten aber mochten sie nichts zu thun haben; ja, sie selbst spalteten sich in eine südliche und eine nördliche Kaste. Nun errichtete die englisch-kirchliche Gesellschaft 1816 ein Kollegium in Kottajam, um in demselben tüchtige Geistliche heranzubilden und durch sie die Kirche allmählich zu reinigen. Der syrische Bischof ließ sichs gefallen, und so wurden nach und nach manche Verbesserungen in der Kirche eingeführt. Englische Missionare durften das Evangelium in der syrischen Kirche verkünden; das Neue Testament und die Gebete wurden nicht mehr nur in syrischer, sondern auch in der Landessprache gelesen. Am Ende zeigte sich aber doch, daß die ungleichartigen Elemente sich nicht verschmelzen ließen und ein neuer Bischof löste 1838 die Verbindung mit den englischen Missionaren wieder auf. Jetzt erst fiengen diese an, bibelgläubige Surianis in anglikanische Gemeinden aufzunehmen, hatten dabei aber mit so viel Entmuthigungen zu kämpfen, daß einer der Missionare einmal äußerte: „Erst wenn ich einen Suriani begraben habe, glaube ich sicher, daß er unser ist."

Aber wenn auch langsam, es gieng doch vorwärts, und die schöne Organisation der englischen Missionsgemeinden weckte allmählich den Wetteifer der sich nach dem Apostel Thomas nennenden alten Landeschriften, die sich über den Eifersüchteleien ihrer fünf Bischöfe immer ernstlicher nach einer Reformation sehnen lernten. Im Hause von Miss. Baker kamen endlich ihrer 7—800 zusammen, Priester und Laien, um eine neue Ordnung für ihre Hochschule zu entwerfen, damit sie wenigstens eine besser gebildete Geistlichkeit bekämen. Da wurde denn beschlossen, daß man keine Knaben mehr zum geistlichen

Stande weihen solle, wovon die Bischöfe bisher ein schönes Einkommen bezogen hatten, sondern daß die Candidaten etwas gelernt und eine Prüfung bestanden haben müssen. Weiter wurde festgesetzt, daß in jeder Kirche die Predigt in der Landessprache gehalten werden und auch neben jeder Kirche eine Schule erstehen solle. So baten sie nun die englischen Missionare um 40 Schullehrer auf einmal, und ihr Erzbischof forderte Miss. Baker auf, in irgend einer syrischen Kirche zu predigen, wenn er durch die Dörfer komme. Jetzt öffnete auch die Bibelgesellschaft die Hand und schenkte jeder syrischen Kirche eine schön gebundene Malajalam-Bibel. Eine besondere Segenszeit wurde dann der Herbst des Jahrs 1873, wo ein eingeborner Christ aus dem Tamillande an einen der ältesten Orte der syrischen Christen in Travankor herüberkam und unter diesen neues evangelisches Leben zu wecken suchte. Mit besonderem Nachdruck sprach er in den Versammlungen von der Wiederkunft Christi und vom 1000 jährigen Reich, so daß einmal Alles zusammen weinte und mehrere Leute nachhaltig erweckt wurden. Das spornte zwei bekehrte Brahmanen, die in der kirchlichen Mission als Evangelisten dienten, zu neuem Eifer der Predigt an. Beide wandten sich mit großem Ernst an die Surianis und die Heiden der Nachbarschaft und fanden überaus willige Hörer. An verschiedenen Orten trat eine solche Bewegung ein, daß die Gemeinde seufzte, weinte, an die Brust schlug; bei einigen kam es zu Krämpfen. Man hörte laute Rufe nach Gnade; auch Kinder wurden tief erschüttert; Leute, die sich bisher gehaßt, umarmten einander und versöhnten sich; Laien, ja Kinder traten auf und legten laute Zeugnisse ab. Wer zugegen war, mußte an Sach. 12, 10 denken. In einem Orte, wo bisher Aberglaube und Bigotterie das Evangelium mit allen Mitteln ferngehalten hatten, bekehrte sich ein reicher Laie, der bisher alle Reformen aufs bitterste bekämpft hatte. Nun gieng er selbst umher und verkündigte das Evangelium. An einem andern Ort gab ein Mann, der früher in unaufhörliche Familienprocesse verwickelt war, vom Geiste Gottes gerührt, alsbald ein durch unlautre Mittel erlangtes Grundstück seinem rechtmäßigen Besitzer, einem heidnischen Edelmann, zurück, und sein ganzes Wesen erfuhr eine solche Umwandlung, daß viele seiner Bekannten sich fragten, ob dieser kindlich demüthige Mann denn wirklich derselbe Mensch sein könne, der zwei Monate zuvor noch so aufgeblasen einhergieng? Dreizehn syrische und neun Missionsgemeinden wurden nach und nach in diese Strömung hineingezogen und die in jenen 22 Dörfern zu Tag tretenden Früchte waren der lieblichsten Art.

Das war aber nicht Alles. Die Missionare blieben nicht bei der Arbeit unter den Syrianis stehen, sondern warfen ihre Netze auch unter der heidnischen Bevölkerung aus. Mit besonderem Geschick that das der im Lande geborene jüngere Baker, der Sohn eines der drei ersten englischen Missionare, ein Meister in der Malajalamsprache. Brahmanen und Najer, Palmbauern und Sklaven, sie alle bekamen von ihm die Einladung ins Reich Gottes zu hören. Ihr Folge zu leisten hatten unter den Weisen und Gewaltigen aber lange nur Wenige Lust, dagegen war sie dem verwahrlosten Bergstamm der Arayer eine überaus süße Botschaft. Unter ihm ließ Baker sich 1854 in einer Baumhütte nieder (S. 108), die ihn gegen Elephanten und Tiger, sowie gegen die Fieberdünste der Nacht schützen sollte, und nach 10 Jahren schon durfte er mehr als 1000 Getaufte als Frucht seiner Arbeit sehen. Bisher hatte sich Niemand um diese Wilden bekümmert; sobald sie aber Christen wurden, setzten ihnen heidnische Gutsbesitzer und muhammedanische Kaufleute hart zu. Man holte Manche unter falschem Vorwand aus den Wäldern, legte ihre Füße in den Stock, rieb ihnen Pfeffer in die Augen oder band ihre Köpfe in Säcke voll rother Ameisen; einige von ihnen stellte man lang ins Wasser, so daß sie mit Mühe den Kopf außer demselben halten konnten, „um das Christenthum von ihnen auszuwaschen.“ Auch ihre Häuser wurden verbrannt und ihre Felder verheert; warum erlaubten sie sich, das Land zu bauen, da sie doch von ihren Urahnen her zum Jägervolk bestimmt waren? Ebenso hart ja noch viel bitterer wurden die Reissklaven verfolgt, wenn sie sich dem Evangelium zuwandten. Doch all das machte sie nicht irre, und manche von ihnen wurden selbst fleißige Friedensboten, die keine Ruhe hatten, bis ihre ganze Familie eingebracht war.

Epochemachend wurde auch für die Heidenmission in Nord-Travankor das Jahr 1875. Miss. Baker veranstaltete in den ersten Monaten desselben besondre Gebetsversammlungen zum Zweck tieferer Sündenerkenntniß, völligerer Herzensübergabe an den Herrn Jesum, gründlicheren Brechens mit der Kaste und gottseligeren Wandels. Die Frucht hievon war, daß gegen 600 Seelen, die einen sichern Grund ihrer Hoffnung geben konnten und ein gutes Zeugniß in den Gemeinden hatten, die Taufe empfiengen. Es ist dieß eine größere Zahl, als sie seither je fast auf einmal in der Geschichte der kirchlichen Mission vorkam. Im Ganzen zählte dieselbe zu Ende des Jahrs 1876 in Nord-Travankor 17,700 Getaufte, während über 2200 Personen im Taufunterricht standen und 3350 Kinder in 127 Schulen unter-

richtet wurden. Ein Mittelpunkt dieser Mission ist jetzt die 60,000 Einwohner zählende Heidenstadt Mawelikara.

Miss Bakers Baumwohnung.

Schon ein Jahrzehnt ehe die englisch-kirchliche Gesellschaft ihre Arbeit in Nord-Travankor begann, hatte sich der erste Londoner Sendbote in Süd-Travankor eingestellt und dort bald unter den Tamil

redenden niedern Kasten im äußersten Süden Eingang gefunden. Es war der Preuße Ringeltaube. Während seiner zehnjährigen Wirksamkeit (1806—1816) durfte derselbe 10 Gemeinden mit 900 Seelen sammeln. Ihm folgte in langem, treuem Dienst Missionar Mault, der das Städtchen Nagerkoil zur Centralstation der Londoner Missionsthätigkeit in Travankor machte. Anfangs sah die heidnische Regierung die Uebertritte zum Christenthum gern, später aber gab es für die Bekehrten mitunter schwere Zeiten, wenn die schwachen Radschas von Brahmanen und Najern gedrängt, je und je dem Fortschritt des Evangeliums Schranken setzen wollten. Namentlich in den Jahren 1830, 1842 und 1859 fanden heftige Ausbrüche der Volkswuth statt. Was die Heiden besonders ärgerte, war die Einführung anständiger Kleidung bei den christlichen Frauen; erst nach Stürmen erwirkte endlich die englische Regierung von Madras eine Aenderung des schamlosen und barbarischen Landesgesetzes, nach welchem, um von ferne schon kenntlich zu sein, die Frauen der untern Kasten Brust und Arme nicht bedecken durften. Aber dennoch hatte von Anfang an das Werk einen fröhlichen Fortgang; schon 1821 erhielt Kollam einen Missionar; 1827 wurde das etwa 4 Stunden westlich von Nagerkoil gelegene Dorf Neyur zu einer zweiten Hauptstation gemacht; 1838 erfolgte endlich die lange vergeblich erbetene Erlaubniß, auch im heiligen Triwandram, der Tempel- und Residenzstadt des Radschas, ein Missionshaus zu errichten.

Kehren wir heute in Süd-Travankor ein, so finden wir über das ganze Land Missionskirchlein und Missionsschulen zerstreut. Mit heimatlichem Klang laden Sonntags die Glocken ins Gotteshaus ein, und an ihrer reinen, anständigen Kleidung sogleich als Christen erkennbare Häuflein Tamiler und Malabaren eilen der Stätte zu, wo sie großentheils aus dem Munde eingeborner Brüder das Wort des Lebens vernehmen. Nicht alle die 40,000 Christen, welche sich so nennen, sind neue Menschen (kaum die Hälfte davon ist getauft), aber sie sind wenigstens willige Hörer des göttlichen Wortes, steuern regelmäßig zu dem Unterhalt der Kirchen und Schulen bei und fügen sich der mit Ernst gehandhabten Kirchenzucht. Verfolgung trifft sie jetzt kaum mehr, denn die Geduldsarbeit der Missionare hat die heidnische Regierung zu der Anerkennung gezwungen, daß auch aus den niedrigsten und ärmsten Klassen sich doch ganz tüchtige Menschen heranziehen lassen. Ja sogar auf die Heiden fließt von dieser Erkenntniß ein Gewinn zurück: die armen Pulajer müssen jetzt nicht mehr von der Heerstraße abweichen, sobald ihnen ein Höher-

gestellter begegnet; wer ihnen nach alter Sitte sein po (geh!) zuruft, kann dafür gestraft werden, und zu den Gerichtshöfen, deren heilige Räume sie seither nicht durch ihren Athem verunreinigen durften, haben sie nun denselben Zutritt wie die Höhergebornen.

Uebrigens sind es nicht ausschließlich die Armen und Geringen, die ihr Herz dem Evangelium aufgethan haben; auch unter den Weisen und Vornehmen hat der Herr den Einen und Andern zu sich gezogen, und an ihnen ganz besonders tritt so recht der Unterschied brahmanischer Heiligkeit und christlicher Gottseligkeit zu Tage. Eines der leuchtendsten Beispiele davon ist der 1873 entschlafene eingeborne Pastor Dewadasan von Nagerkoil. Sehr segensreich erwies sich auch das in Neyur gegründete Missionsspital, das nach längerer Unterbrechung im Nov. 1861 von Dr. Lowe neu eröffnet wurde, nachdem das Jahr zuvor das Land schwer von Hungersnoth und Seuchen heimgesucht worden war. Die Schwerkranken wurden in dem Spital selbst verpflegt, Leichtkranke in einem Zimmer desselben zu gewissen Stunden des Tags berathen, Alle aber auch zu Jesus als dem rechten Arzte gewiesen. Daneben nahm Lowe junge Christen zu sich, die ihm auf Schritt und Tritt begleiteten und denen er noch besondern Unterricht ertheilte. Zu Zeiten hatte er ihrer 12 bei sich, die unter seinen Augen lernten, Arzneien zu verschreiben, Operationen zu machen und Wunden zu verbinden. Diese Schüler errichteten dann weitere „Zweigspitäler," so daß um Nagerkoil her jetzt jedes Christendorf seinen Unterarzt hat. Diese finden immer viel Beschäftigung, weil bei den Tiern, deren Arbeit im täglichen Besteigen der hohen Palmenstämme und im Sammeln des Palmsafts besteht, häufig ein Sturz und in Folge davon ein Beinbruch vorkommt. Einer jener Unterärzte, ein Dr. David (S. 111), bewährte sich so, daß Dr. Lowe ihm das ganze ärztliche Geschäft in der Travankor-Mission übergeben konnte, als er 1869 zur Erholung nach Europa gehen mußte. In einem einzigen Jahr hatte der eingeborne Doktor mit seinen Unterärzten da 16000 Patienten zu berathen, und von diesen baten im Laufe eines Monats 18 um die Taufe, weil sie durch die leibliche Hilfe, die ihnen geworden war, das Christenthum lieben gelernt hatten.

Der Londoner Gesellschaft reicht in Travankor auch eine englische Frauengesellschaft für weiblichen Schulunterricht die Hand. Ihre tüchtige Arbeiterin, Frl. Blandford, machte 1864 den ersten Versuch, in Trivandram eine Mädchenschule einzurichten, stieß aber dabei auf die größten Schwierigkeiten. Doch bald nachdem sie mit

zwei ganz kleinen Kindern einen Anfang gemacht hatte, erhielt sie zu ihrem Erstaunen einen Brief von dem ersten Minister, der sie benachrichtigte, daß ihr der Radscha ein großes Zimmer im Fort für Schulzwecke zur Verfügung stelle; auch erhielt sie reichliche Beiträge zur Anschaffung des nöthigen Schulmaterials und zur Anstellung einer eingebornen Hilfslehrerin. Aber Monatelang fand sich kaum ein halbes Dutzend Schülerinnen ein, obschon in dem amtlichen Regierungsblatt eine Aufforderung an die höheren Stände ergangen war, ihre Töchter in die Schule zu schicken. Statt dessen erhielt Frl. Blandford jedoch von einem Prinzen der königlichen Familie die Einladung, zweimal wöchentlich in seinen Palast zu kommen, um seiner Frau Unterricht zu geben. Etwas später fieng auch die ältere Rani (Königin) an, sich unterrichten zu lassen, und ihrem Beispiel folgte bald die jüngere Rani, beides liebenswürdige, sehr begabte Damen. Jetzt mehrte sich schnell die Zahl der Schülerinnen; im J. 1871 standen schon gegen 80 reichgekleidete Mädchen unter dem heiligenden Einfluß christlichen Unterrichts, und Frl. Blandford wurde in den höchsten Familien der Hauptstadt wie im Palast des Radscha freundlichst bewillkommt. Strahlen evangelischer Wahrheit dringen so auch außerhalb der christlichen Gemeinden ins Innere der Häuser wie in den Organismus der heidnischen Regierung ein, und als ermunternder Zuruf tönt von der Südspitze der vorderindischen Halbinsel zur abendländischen Christenheit ein Echo des alten Apostelworts herüber: Darum, meine Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Dr. David in Travankor.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Südindien überhaupt	3
2.	Die Inselstadt Bombay	12
3.	Indische Reisearten	30
4.	Die Gudscheratländer	37
5.	Das Mahrattaland	50
6.	Die Kanara-Länder und das Kanaresenvolk	66
7.	Die Mission in den Kanara-Ländern	78
8.	Das Malajalamland	94

E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei.

1957 K 4551 J

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Fünftes Heft.

Malabar.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset